



WERK und WIR
HOESCH AKTIENGESELLSCHAFT

2

1961

L 7147E



Feb. 1961



Titelseite: Wie wichtig die Elektrizität nicht nur zum Antrieb der Motoren, sondern auch zu deren Steuerung und Überwachung ist, veranschaulicht dieses Bild, das einen Steuerstand im Breitbandwalzwerk zeigt, von dem aus Helmut Esterhaus die Arbeit des Vorgerüstes regelt



Rückseite: Was geschähe, wenn vor hundert Jahren das Telefon nicht erfunden wäre? Die Folgen wären kaum auszudenken, denn unsere Arbeitswelt kann ohne das Telefon nicht mehr auskommen. Unser Bild zeigt Theodor Köhler bei der telefonischen Durchgabe wichtiger Anweisungen

1961 ist für uns ein Jahr der Wahlen. Die Betriebsrats- und Gemeindewahlen stehen vor der Tür, und auch die Bundestagswahlen kündigen sich bereits an. Dreimal werden wir in diesem Jahr an die Wahlurnen gerufen. Dreimal sollen wir in diesem Jahr die Männer und Frauen unseres Vertrauens wählen.

Bevor wir in den nächsten Wochen in unseren Betrieben zur Wahl gehen, müssen wir uns bewußt sein, daß die Vertreter unserer Belegschaft im Sinne echter Mitbestimmung an der Lösung aller wichtigen wirtschafts- und sozialpolitischen Fragen unserer Werke und Gesellschaften beteiligt sind; sei es im Gemeinschaftsausschuß aller Hoesch-Betriebsräte oder bei den Betriebsräten in den einzelnen Werken und Gesellschaften. Die gewählten Vertreter unserer Belegschaftsmitglieder gestalten unsere Arbeitswelt entscheidend mit – und damit zweifellos einen großen Teil unseres Lebens überhaupt.

Der Betrieb wird damit zum Modellfall für die Ordnung unserer Gesellschaft. Von ihm strahlen Kräfte auf unser gesellschaftliches und staatliches Leben aus. Wenn es uns nicht gelingt, im Betrieb eine glaubwürdige Ordnung zu finden, die durch eine echte Mitbestimmung, Mitgestaltung und Mitverantwortung die Freiheit der menschlichen Entscheidung zum Grundsatz hat: wie wollen wir dann im kommunalen und staatlichen Leben eine freiheitliche Ordnung sichern?

Wir sollten uns daher stets ganz klar darüber sein, daß bei allen Wahlen – vor allem aber auch bei unseren Betriebsratswahlen – unsere gemeinsame Sache entschieden wird. Kein Übel kann furchtbarere Folgen für das Leben der Gemeinschaft haben als die Gleichgültigkeit. Uns sollten die Spuren der Vergangenheit schrecken!

Die lähmende Gleichgültigkeit abzuschütteln und die Verantwortung für uns selbst und unsere Mitmenschen mit Freude zu übernehmen, sind wir aufgerufen. Wir sollten verstehen, daß es darum geht, unser aller Zukunft mitzubestimmen und deshalb unser Wahlrecht – wann und wo auch immer – nicht als Last, sondern als selbstverständliche Pflicht auszuüben.

DR. HARALD KOCH

Inhalt

- 39 Wir trauern
- 40 Ohne Elektrizität geht es nicht
- 44 Wie jeder von uns
- 48 Hoesch in Argentinien
- 52 Vom La Plata bis in die Cordilleren ■
- 54 Vater und Sohn – 100 Jahre im Werk Nahmer
- 55 Das Bild des Monats
- 56 Wenn vor 100 Jahren das Telefon nicht erfunden wäre
- 58 Wir helfen
- 59 Ein Ausweg aus dem Verkehrschaos?
- 62 Wenn Menschen zusammen arbeiten ■
- 66 Mit der Kamera auf dem Wasser
- 68 Zwei Frauen im Rathaus
- 69 50 Jahre bei uns
- 70 Jubilare
- 71 Fotowettbewerb
-



Hoesch AG Bergbau Essen-Altenessen



Hoesch AG Westfalenhütte Dortmund



Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg



Hoesch AG Rohrwerke Hiltrup



Schmiedag Aktiengesellschaft Hagen i. Westf.



Zweigniederlassung Werk Ruegenberg Olpe i. Westf.



Maschinenfabrik Deutschland AG Dortmund



**Trierer Walzwerk Aktiengesellschaft
Wuppertal-Langerfeld**



Schwinn Aktiengesellschaft Homburg/Saar

Schwinn S.à.r.l. Hénin-Liétard (Pas-de-Calais)



Becke-Prinz GmbH Dortmund



Dörken Aktiengesellschaft Gevelsberg



Rheinischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke mbH
Oberdollendorf a. Rhein



Dortmunder Drahtseilwerke GmbH Dortmund

Carl Flügge GmbH Hamburg



Dortmunder Plastik GmbH Dortmund



Hoesch Bergbautechnik GmbH Dortmund



Werk Federstahl Kassel



Hoesch Eisenhandel mbH Dortmund

Claasen, Muth & Co. GmbH Bremen



Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH Essen



Hoesch Düngerhandel GmbH Dortmund



Hoesch Export GmbH Dortmund

Hoesch Export GmbH Oficina de Madrid

Hoesch Export GmbH Bureau Bruxelles



Hoesch Argentina S. A. Commercial a Industrial
Buenos Aires



Hoesch Limited London



Hoesch Italiana Malland



American Hoesch Inc. New York

Industriewerte AG Dortmund

Gesamtbelegschaft 49000

Wir trauern

Ein furchtbares Unglück ist geschehen. Fünfzehn Menschen haben den Tod gefunden, fünfzehn Männer, für die es am 4. Januar keine Rückkehr von der Arbeitsstätte mehr gab.

Unerwartet und erbarmungslos hat der Tod zugeschlagen. Unter dem Knall der Explosion schien einen Herzschlag lang im Dortmunder Norden das Leben stillzustehen. Dann machten die Sirenen der Unfall- und Feuerwehrgewerkschaften die atembeklemmende Ahnung zur Gewißheit. Erschüttert erfuhren wir, was geschehen war.

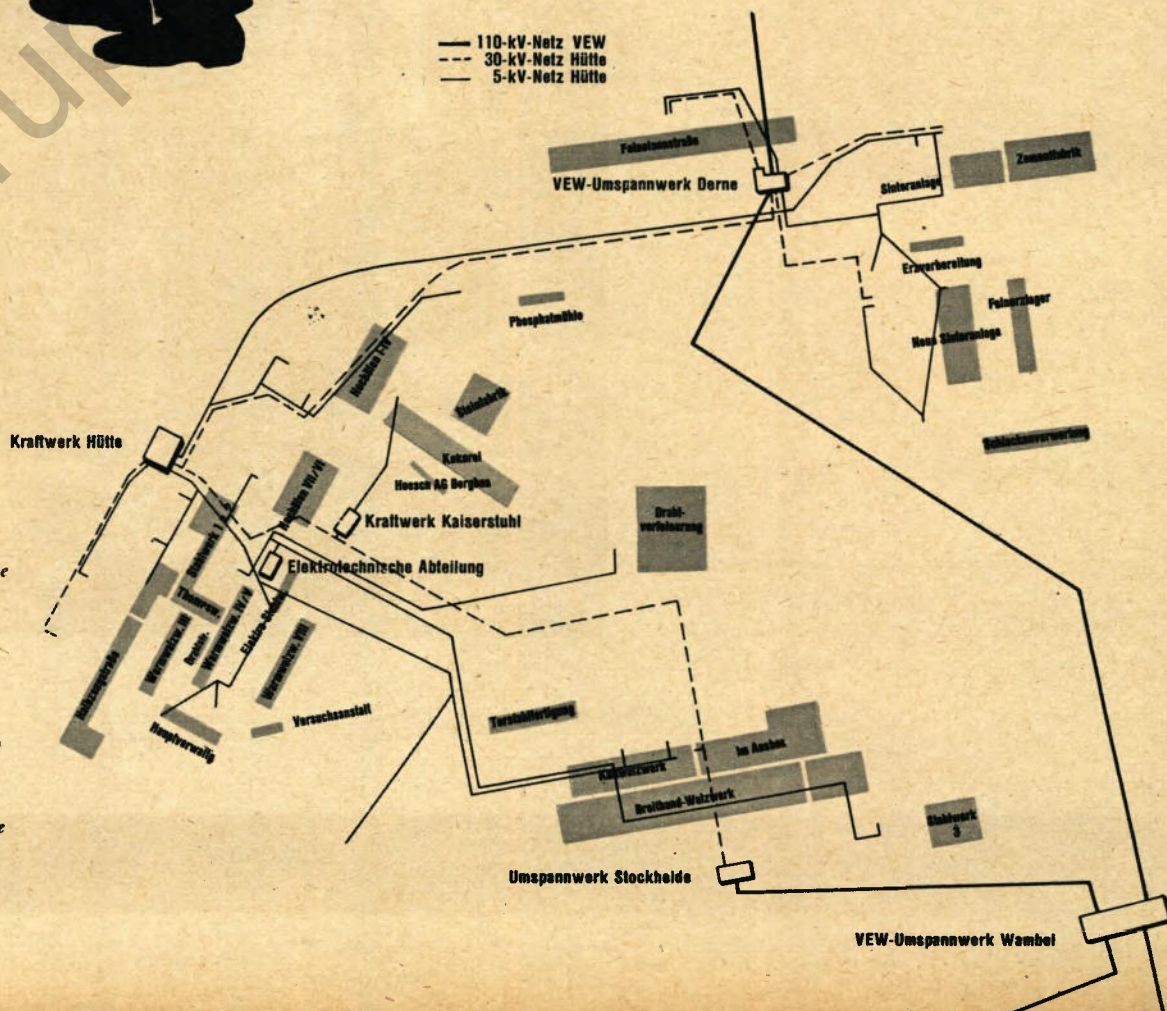
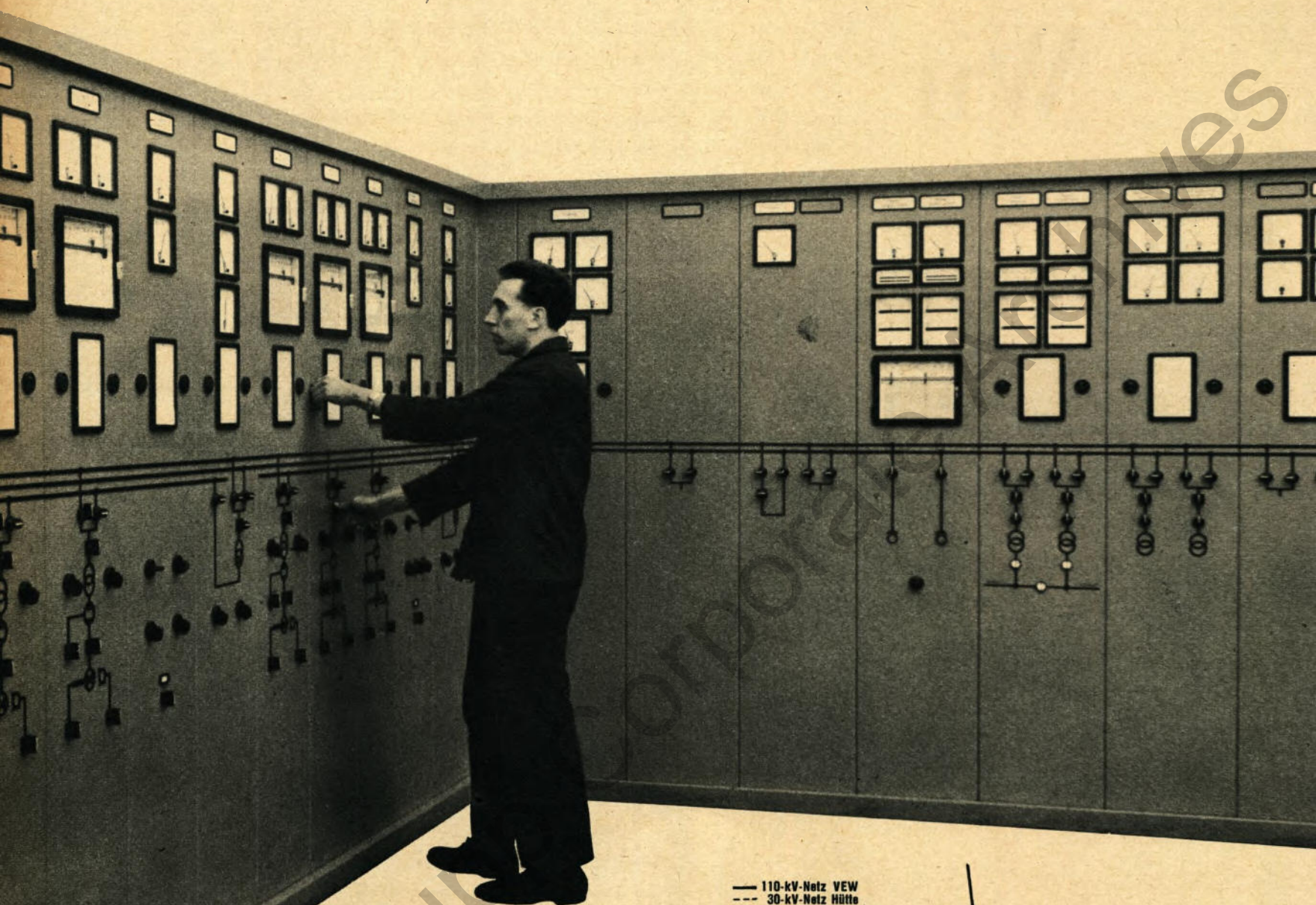
Eine Explosion hatte die erst 1953 errichtete Sauerstoffgewinnungsanlage der Knapsack-Griesheim AG, in der sie reinen Sauerstoff für die Westfalenhütte erzeugte, völlig zerstört.

Wenige Stunden nach dem Unglück nahm eine Kommission von Sachverständigen die Suche nach der Ursache auf. Sie stellte fest, daß sich in dem mit Blechen überdeckten Holzboden der Anlage ein Schmelzbrand entwickelt haben muß. Die dabei gebildete Holzkohle trankte sich mit flüssigem Sauerstoff aus einem undichten Ventil, so daß ein sprengstoffähnliches Gemisch entstand, das sich später entzündete. Hoffen wir, daß diese Erkenntnisse eine ähnliche Katastrophe in Zukunft verhüten helfen. **Gemeinsam beklagen die Belegschaften der Hoesch Werke und der Knapsack-Griesheim AG, die Bevölkerung der Stadt Dortmund und ungezählte Menschen in aller Welt die Toten. Wir trauern mit den Frauen und Männern, den Müttern und Kindern der Verunglückten, deren Tod immer mahnen wird, daß wir das Menschenmögliche tun – jeder von uns und jeder an seiner Stelle –, damit sich ein so grausames Unglück nicht wiederholt.**



*Blick auf die zerstörte Sauerstoffgewinnungsanlage
der Knapsack-Griesheim AG, die mitten zwischen den
Werksanlagen der Westfalenhütte
und der Schachthanlage Kaiserstuhl liegt*

Ohne Elektrizität geht



▲ Die Elektrizität treibt nicht nur die Motoren, sondern sorgt auch mit Hilfe vieler Meßinstrumente dafür, daß alle Produktionsvorgänge genau überwacht werden können. Hier ein Blick in die Schaltwarte der Feineisenstraße

► Unser Plan zeigt die Lage der Elektrotechnischen Abteilung, die Umspannwerke Derne, Wambel und Stockheide und die Kraftwerke der Hütte und der Schachtanlage Kaiserstuhl. Auch die Stromnetze für 110 000 Volt, 30 000 Volt und 5000 Volt sind eingezeichnet

es nicht

Ohne Elektrizität geht es nicht. Jeder, der einen Industriebetrieb gesehen hat, weiß, daß die Elektrizität einer der wichtigsten Energieträger ist. Auf der Westfalenhütte treibt sie nicht weniger als dreizehntausend Motoren, läßt hunderttausende Lampen leuchten und übermittelt über Telefon und Funk unzählbare Nachrichten.

Aus zwei Quellen fließt der Strom

Die gesamte elektrische Energie, die die Westfalenhütte braucht, stammt aus zwei Quellen: dem eigenen Kraftwerk und dem öffentlichen Stromnetz.

Das eigene Kraftwerk verwandelt vor allem die auf der Hütte anfallenden „Sekundärenergien“ in Strom. Zu diesen Sekundärenergien gehören die Abhitze und das Gichtgas, dessen Energie die Kessel des Kraftwerks in Dampf verwandeln. Turbinen und Generatoren setzen dann den Dampf in elektrische Energie um.

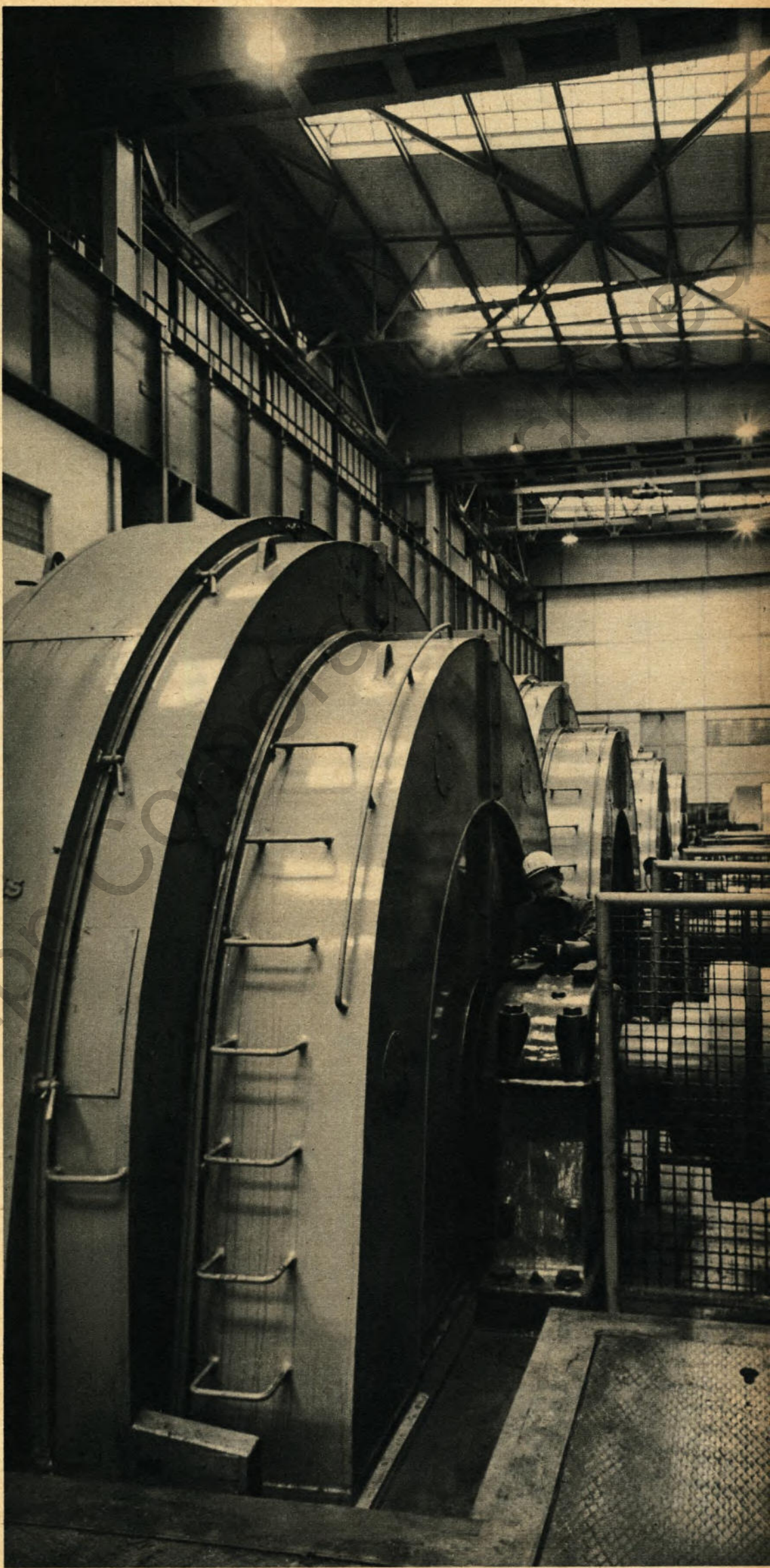
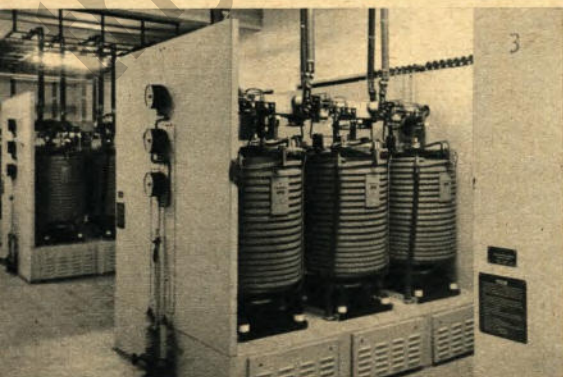
Der aus dem öffentlichen Stromnetz bezogene Strom erreicht die Westfalenhütte über die „Einspeisestellen“ Derne und Stockheide. Er hat eine Spannung von 110000 Volt, die mit Hilfe von Transformatoren auf 30000 Volt „herabgespannt“ werden. Doch auch die 30000 Volt sind für den endgültigen Verbrauch noch zu hoch, sie werden deshalb an den Schwerpunkten des Stromverbrauchs der Hütte noch einmal auf die jeweils gewünschte Spannung herabgesetzt.

Die Westfalenhütte erhält den Fremdstrom von den Vereinigten Elektrizitätswerken Westfalen. Unsere Kraftwerke Leopold in Hervest-Dorsten, Emscher in Altenessen und in Notfällen auch Radbod in Bockum-Hövel speisen den Strom in das VEW-Hochspannungsnetz ein.

Kein völliger Ausfall bei Störungen

Den verschiedenen Verwendungszwecken entsprechend, wird auf der Hütte Gleichstrom und Drehstrom unterschiedlicher Spannung ver-

► Diese Motoren treiben die Fertiggerüste der Breitbandstraße. Den von ihnen benötigten Gleichstrom liefern die im kleinen Bild sichtbaren Gleichrichter, die den Drehstrom umwandeln





◀ Hochgespannter Drehstrom speist den Hochspannungs-Synchron-Motor, mit dem der nötige Wind für die Hochöfen erzeugt wird

wendet. Das Kraftwerk der Hütte, das vor allem Drehstrom von 5000 Volt liefert, ist über Transformatoren auch mit dem 30000-Volt-Netz verbunden. Die Schaltung ist jedoch so ausgeführt, daß sich bei Störfällen – sei es Kurz- oder Erdschluß – ein Teil des 5000-Volt-Netzes automatisch abtrennt. Dieses sogenannte „Hausnetz“ speist alle Antriebe, die aus Gründen der Sicherheit keinesfalls ausfallen dürfen (beispielsweise die Antriebe des Kraftwerks und die der Pumpen und Winderzeuger im Hochofenbetrieb).

Die Westfalenhütte verbraucht anderthalbmal soviel Strom wie Dortmund (ohne Industrieverbrauch)

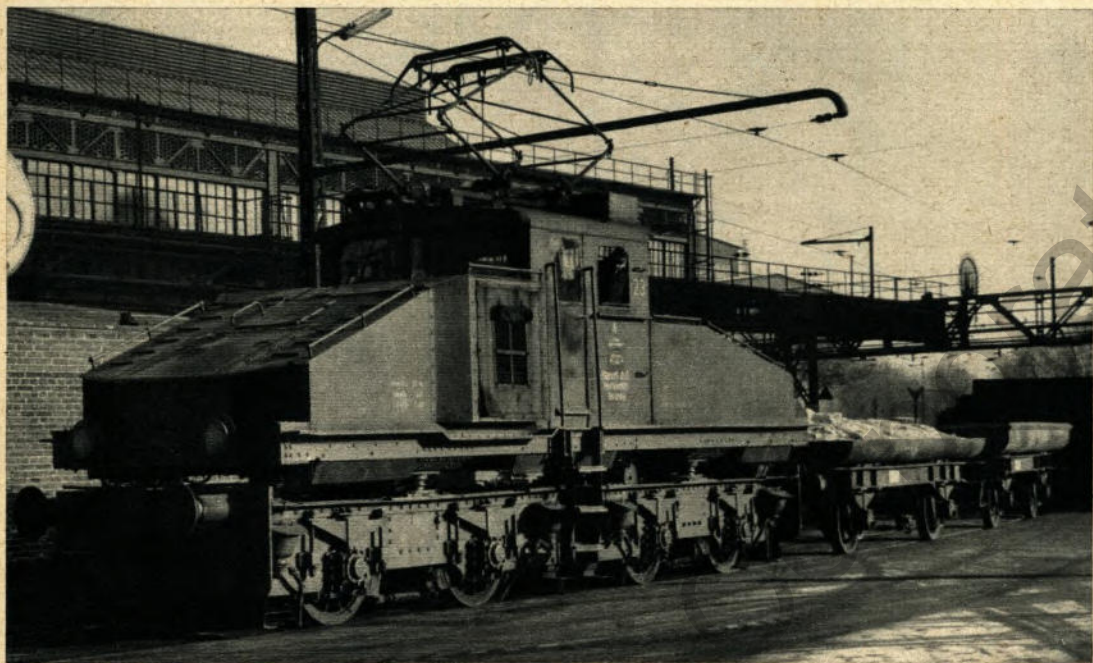
Im vergangenen Jahr hat die Westfalenhütte etwa 560 Millionen Kilowattstunden Strom verbraucht. 250 Millionen Kilowattstunden hat sie im eigenen Kraftwerk erzeugt, 80 Millionen Kilowattstunden kamen von den Hoesch-Kraftwerken und 250 Millionen Kilowattstunden lieferten die Vereinigten Elektrizitätswerke Westfalen. Was diese unvorstellbar hohen Zahlen bedeuten, kann man daran ermessen, daß ganz Dortmund für Haushalt, Handel und Gewerbe im Jahr 1959 etwa 385 Millionen Kilowattstunden Strom verbraucht hat (ohne den Industrieverbrauch).

700 Mitarbeiter im Dienst der Elektrizität

Etwa siebenhundert Mitarbeiter gehören der Elektrotechnischen Abteilung an. Sie haben dafür zu sorgen, daß den vielen Stromverbrauchern der Westfalenhütte der benötigte Strom auf die wirtschaftlichste Weise zukommt. Das heißt: sie haben den Stromverbrauch so zu lenken, daß er sich möglichst gleichmäßig auf die Tageszeiten verteilt und nicht auf kurze Zeit zusammengedrängt wird. Die Elektrotechnische Abteilung muß darüber hinaus alle elektrischen Antriebe warten und auf dem Gebiet der Schwachstromtechnik die Fernsprech- und Meldeanlagen errichten und betreiben. Damit sie diese vielfältigen Aufgaben erfüllen können, sind die Mitarbeiter der Elektrotechnischen Abteilung in verschiedene „Bezirke“ auf das ganze Hüttengelände verteilt. Zwei Werkstätten unterstützen ihre Arbeit, und zwei „fliegende Gruppen“ stehen auf Abruf bereit, wenn irgendwo Not am Elektrofachmann ist.

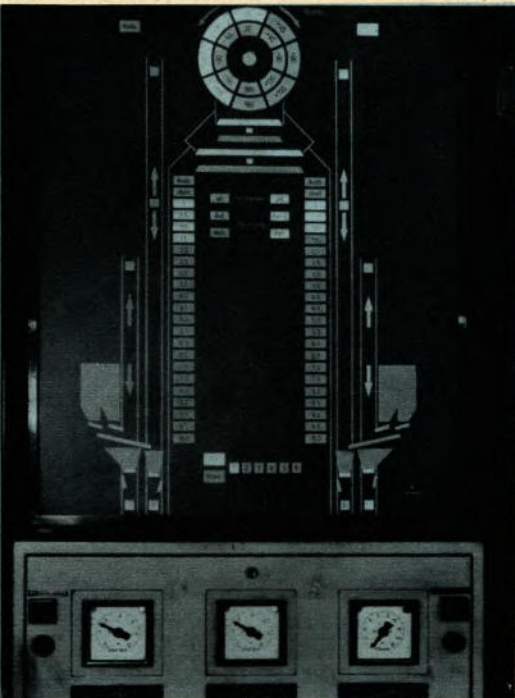
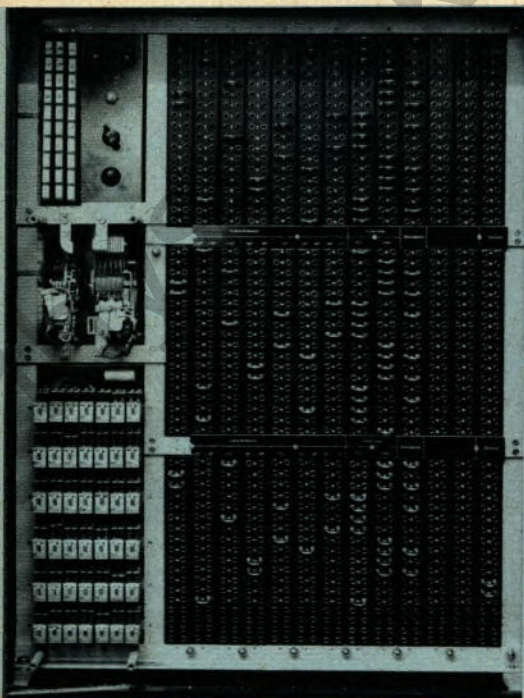
Wissen, Verantwortungsgefühl und vor allem – Ruhe!

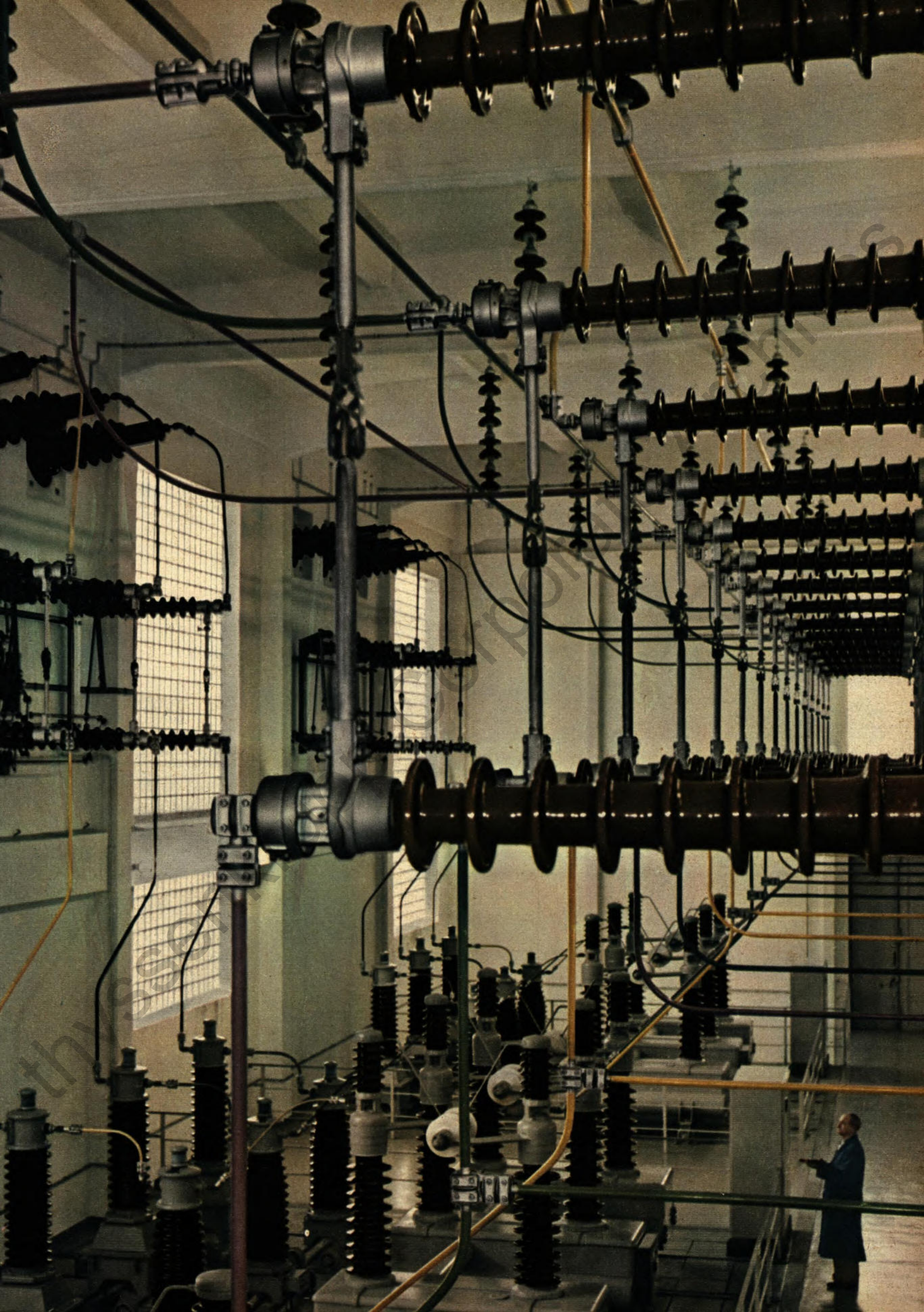
Darüber hinaus müssen diese Männer alle elektrischen Anlagen warten und ständig erneuern und imstande sein – insbesondere auch die Schalttafelwärter der Zentralen –, mit plötzlich auftretenden Störungen fertig zu werden. Und Störungen im elektrischen Bereich verlangen zunächst und vor allem, den Ort des Versagens ausfindig zu machen. Die beiden häufigsten Störungsursachen – Kurzschlüsse und Unterbrechungen in den Stromkreisen – treten ja nur selten offen zutage. Meist müssen sie mühsam gesucht werden, unter Zeitdruck, oft im Dunkel der Nacht oder in der Kälte des Winters. Die Mitarbeiter der Elektrotechnischen Abteilung müssen also Menschen sein, die neben dem Fachwissen hohes Verantwortungsgefühl und ein gehöriges Maß an Geduld und Ruhe besitzen.



▼ Die weitgespannten Möglichkeiten der Elektrizität verdeutlichen auch diese beiden Bilder: die Befehle, die das Programmsteuergerät (links) gibt, werden für den Maschinisten auf dem Leuchtschalbild (rechts) in einprägsamer Form sichtbar, so daß er den Hochofen richtig beschicken kann

▲ Viele Lokomotiven der Westfalenhütte werden elektrisch angetrieben. Sie entnehmen aus der Oberleitung den für ihren Betrieb notwendigen 600-Volt-Gleichstrom





Wie jeder

Vielen Nationen gehören unsere 700 ausländischen, unter dem Hoesch-Zeichen arbeitenden Belegschaftsmitglieder an. Sie kommen aus Spanien und Griechenland, aus Italien, Jordanien und Algerien. Sie sind in Ungarn zu Hause



von uns

oder von Jugoslawien gekommen. Jeder bringt sein Schicksal mit, von dem er nur selten spricht. Doch dem, dem er sich gelegentlich einmal anvertraut, wird die Welt plötzlich weiter und größer, bunter und vielseitiger ...

Im ersten Augenblick waren sie uns fremd: die Algerier und Jordanier, die Jugoslawen und die Spanier; aber wenn sie uns etwas von zu Hause, von ihren Familien erzählten, sahen wir trotz aller äußeren Fremdheit – wie verwandt wir einander sind. Denn letzten Endes haben sie dieselben Wünsche wie wir: Sie wollen arbeiten und für ihre Familie ein sicheres Einkommen verdienen.

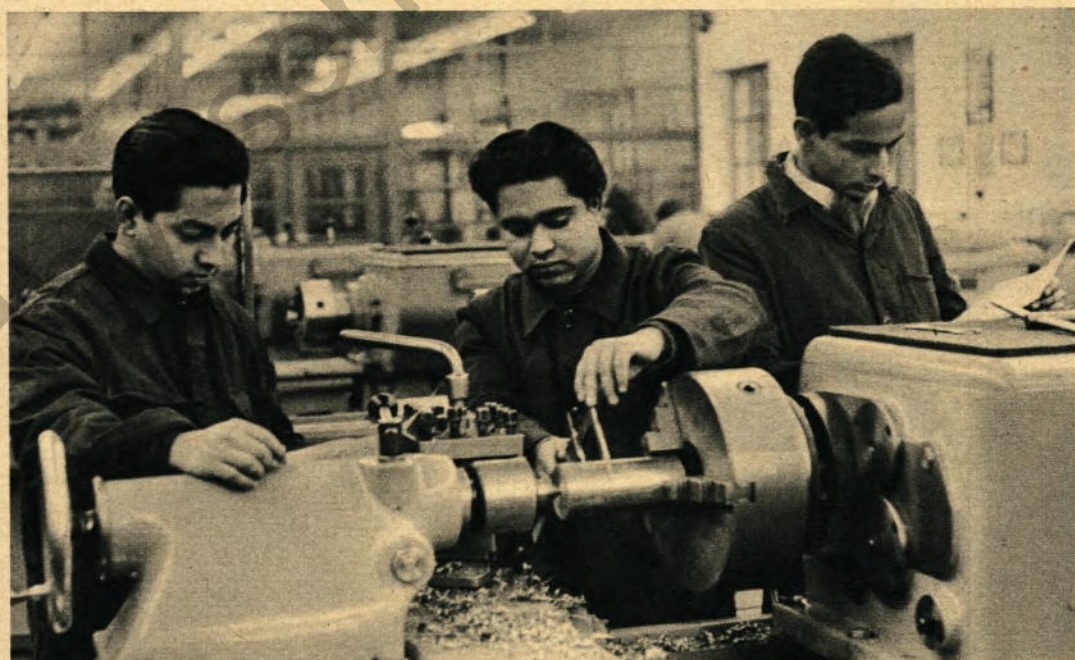
Wir treffen sie in den Wohnheimen, die zu unseren Zechen in Altenessen gehören, in den Betrieben der Westfalenhütte, bei den Dortmunder Drahtseilwerken, dem Trierer Walzwerk in Wuppertal, der Schmiedag in Werdohl und in den Walzwerken Hohenlimburg. Sie sprechen meist nur gebrochen deutsch, aber ihre Arbeit verrichten sie wie ihre deutschen Kollegen. Halten wir gute Kameradschaft mit ihnen!

▲ Wer es nicht schon auf dem Bild erkennt: Antonio Ortega ist Spanier. Mit lebhaften Gesten beteuert er, daß er noch lange bei uns bleiben will, um auf Emil-Emscher zu arbeiten. Er ist erst drei Monate in Deutschland und nimmt zusammen mit seinen spanischen Kameraden an dem von der Zeche eingeführten Deutschunterricht teil. Nach sechs Wochen Anlernzeit wird er als Schlepper nach Untertage gehen. Wenn man ihn fragt, warum er zu uns gekommen ist, erklärt er, daß er Geld verdienen und Deutsch lernen will. Antonio spricht bereits fließend Französisch. Er ist noch unverheiratet. Von dem verdienten Lohn schickt er soviel wie möglich nach Hause.

► Was machen die beiden Algerier, die auf unserem Bild die Reklame eines Altenessener Filmtheaters betrachten, in ihrer Freizeit? Nicht für alle Ausländer ist dieses Problem leicht gelöst. Doch Zalazi Ahmed und Perdcohi Hocine, die als Schlepper und Schichtlöhner auf der Zeche Emil arbeiten und im Ledigenheim wohnen, haben in Deutschland schnell Anschluß gefunden. Zu Weihnachten waren sie bei der deutschen Familie eines Arbeitskollegen eingeladen. „Weihnachten wird hier ähnlich wie bei uns gefeiert“, meinen sie. Der zwanzig Jahre alte Zalazi Ahmed hat eine Italienerin zur Frau, die mit ihrem zweijährigen Jungen augenblicklich bei seiner Mutter in Frankreich lebt.



▲ Im Wohnheim Emil-Emscher treffen wir Aghbar Mohammed-Izzat aus Jordanien beim Zeitunglesen. Die Kohle sitzt ihm noch in den Augenwinkeln. Er hat einen anstrengenden Tag hinter sich. Die Zeitung bekommt er von zu Hause geschickt. Unverständlich für uns, aber form-schön sind die arabischen Schriftzeichen. Aghbar ist seit einem dreiviertel Jahr Gedingschlepper auf der Zeche Emil-Emscher. Seit zwei Jahren arbeitet er in Deutschland. Schnell hat er sich bei uns eingelebt. Nach dem dritten Jahr möchte er gerne wieder zu Frau und Eltern in die Heimat zurück. Dort betreibt die Familie ein Lebensmittelgeschäft. Als Moslem ist es ihm nicht leichtgefallen, sich an das deutsche Essen zu gewöhnen.



◀ Diese drei jungen Männer sind aus Indien gekommen. Sie wollen in Deutschland studieren. Doch vorläufig arbeiten sie – nach einer Anlernzeit in der Lehrwerkstatt – in den Walzwerken in Hohenlimburg. Gaurisankar Chakrabarti lebt schon zwanzig Monate in Deutschland und spricht bereits fließend Deutsch. Mahendra Prasad Taiyal war zunächst zwei Monate im Goethe-Institut in Brilon, um die deutsche Sprache zu lernen. Er wohnt bei einem unserer Ingenieure und sitzt abends oft mit der Familie zusammen. Auch Britendra Prasad Gupta fühlt sich in Hohenlimburg wohl: Sein Chef sei wie ein Vater zu ihm, sagt er.



▲ Vitantonio Fusillo ist Südtaliener und gelernter Friseur. Aber jetzt arbeitet er bei den Dortmunder Drahtseilwerken in der Grobspulerei. Vor vier Jahren kam er nach Deutschland, weil die Arbeitsbedingungen hier besser als in Süditalien sind. Warum gerade nach Dortmund? Er hat eine Dortmunderin zur Frau. Sie und die fünf Kinder haben vier Jahre warten müssen, bis Vitantonio eine Wohnung bekam, was vier Tage vor Weihnachten mit Hilfe des Werkes endlich gelang. Das Weihnachtsfest haben die Fusillos schon in der MSA-Siedlung in Kirchnerne feiern können. Aus seinem letzten Urlaub in Italien hat Vitantonio einige junge Italiener mitgebracht, die augenblicklich in den Dortmunder Drahtseilwerken angelernt werden.

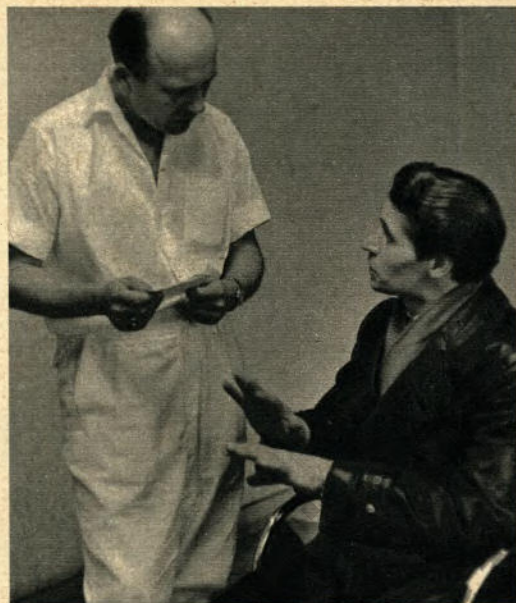


◀ Mit Krolo Ljubo kann man sich fließend deutsch unterhalten. Er ist schon sieben Jahre bei uns. Zurück nach Jugoslawien – oder besser nach Kroatien – möchte er genausowenig wie sein jüngerer Landsmann Vinko Karačić. Beide wohnen im Ledigenheim Emil und bezahlen dort sechzig Pfennig Unterkunft je Tag. Die Heimverpflegung kostet 1,60 DM, und wenn der Appetit auf die heimatlichen Gerichte einmal überhand nimmt, gibt es im Heim die Möglichkeit, selbst etwas zu brutzeln. „Man lebt in Deutschland billiger als in Jugoslawien“, sagt Krolo Ljubo. „In unserem Vaterland kosten ein Paar Schuhe 6000 Dinar. Wenn man, wie ich, im Monat 20000 Dinar verdiente, kommt man nicht weit.“



◀ Konstantinidis Petros tu Nickolau ist vor vier Monaten nach Deutschland gekommen. Er stammt aus Saloniki in Griechenland und ist mit sieben Landsleuten zum Trierer Walzwerk nach Wuppertal gekommen. „Bei uns gibt es wenig Industrie, deshalb ist die Arbeitslosigkeit groß“, sagt Konstantinidis. „Aber wir arbeiten gerne“, fügt er hinzu. Er hat in der Schule Französisch und Latein gelernt. Jetzt will er sich die deutsche Sprache aneignen. Sicher wird es ihm schnell gelingen, denn er verbringt seine Abende mit Lernen.

▼ Er versteht alles, was man fragt: Rahmoune Abderrazak, der aus Persien stammt und zweiundzwanzig Jahre alt ist. Seine Familie wohnt in Teheran. Obwohl er erst vier Monate in Deutschland ist, beherrscht er die deutsche Sprache bereits besser als mancher andere, der schon viel länger bei uns ist. Im Wuppertaler Werk des Trierer Walzwerks arbeitet Rahmoune Abderrazak an der Lackieranlage und manchmal auch in der Verpackungsabteilung. Nach einem Jahr wird er die blaue Jacke wieder ausziehen, um in Marburg Medizin zu studieren.



▲ Wenn wir uns erkälten, bekommen wir meist Schnupfen. Ferenz Latyák, der Ungar, macht es nicht unter einem Hexenschuß. Der Arzt hat ihm Unterwassermassagen verordnet, die er im Badehaus von Schacht Carl bekommt. So wird der Schaden schnell behoben. Ferenz, der schon seit 1948 beim Hoesch-Bergbau arbeitet, ist von der Zeche Radbod über die Zeche Kaiserstuhl nach Altenessen gekommen. Hier muß er erst wieder heimisch werden, nachdem er sich in Dortmund schon ausgezeichnet eingelebt hatte. Die deutsche Sprache beherrscht er gut, noch besser das – Kochen! Natürlich auf ungarisch mit viel Paprika, der so, wie es ihn in Ungarn gibt, hier leider nicht angebaut werden kann, weil er mehr Wärme und sandigen Boden braucht.



▲ Der Südtiroler Sebastian Rapp hat bei uns keine Sprachschwierigkeiten. Sein freundlich klingendes „Tiroler Dütsch“ ist gut verständlich. Seit einigen Wochen arbeitet er als Schlepper auf der Zeche Emil-Emscher. Vier Monate ist er in Deutschland. Seine erste Station war München, von wo aus er mit einem Österreicher und einem Jugoslawen zusammen nach Essen ging. Manchmal vermißt er die hohen Berge seiner Heimat und den Schnee. „Hier ist das Klima naß und feucht“, sagt er, „aber – hier kann man auch mehr Geld verdienen!“ Weihnachten hat Sebastian Rapp mit den anderen zusammen im Heim gefeiert. Für den Feierabend gibt es im Heim Fernsehen und Billard und viele Kameraden aus aller Herren Ländern

Hoesch in Argentinien

Nachdem bereits viele Hoesch-Erzeugnisse ihren Weg in alle Welt gefunden haben, wird nun auch ein eigener Produktionsbetrieb in Übersee den Kreis unserer internationalen Kunden weiter vergrößern.

Hoesch hat in Buenos Aires unter argentinischer Beteiligung die „Hoesch Argentina S.A. Comercial a Industrial“ mit einem Aktienkapital von 100 Millionen argentinischen Pesos (5 Millionen DM) gegründet. Das Unternehmen soll der Herstellung von Federungselementen und anderen Zulieferteilen für die Fahrzeugindustrie dienen. Bis zur Inbetriebnahme des neu zu errichtenden Werkes, das in der zweiten Ausbaustufe eine Kapazität von monatlich 1000 Tonnen erreichen soll, erzeugt schon jetzt ein gleichzeitig erworbenes kleineres Werk in Buenos Aires Blattfedern.

Hoesch folgt mit dieser Gründung dem Wunsch deutscher und auch amerikanischer Automobilhersteller, die in Argentinien Zweigniederlassungen oder Montagebetriebe unterhalten. Angesichts der weitgespannten Pläne Argentiniens über den Aufbau einer eigenen Fahrzeugindustrie und im Zusammenhang damit über den Ausbau der argentinischen Eisen- und Stahlerzeugung ist die Gründung von Hoesch Argentina in Buenos Aires von allen maßgebenden Stellen begrüßt worden.

Gerhard Elkmann vom Vorstand der Hoesch AG, der im November 1960 auf einer Reise nach Buenos Aires, an der auch Fritz Arendt von Hoesch Export teilnahm, über die Gründung des neuen argentinischen Werkes abschließend verhandelte, hat in dem folgenden Bericht einige Eindrücke seiner Reise – bei der er sich auch einige Tage in New York und in São Paulo aufhielt – für unsere Leser festgehalten.



Am 7. November 1960 flogen wir mit einer Boeing 707 um 15 Uhr von Frankfurt nach New York ab. Da wir unsere Uhren auf dem Flug um sechs Stunden zurückstellen mußten, waren wir „schon“ um 17 Uhr auf dem Flughafen Idlewild in New York.

Der kürzeste Weg von Frankfurt nach New York führt nicht – wie man meist annimmt – nur über den Ozean, sondern unweit der Südspitze Grönlands über Labrador, die Nordostecke Kanadas, an der Küste Nordamerikas entlang. Unter uns glitten weite Gebiete vorüber, in denen kaum eine menschliche Ansiedlung zu sehen war.

Bei American Hoesch in New York

Auf dem New Yorker Flughafen Idlewild holte uns der Leiter der American Hoesch Inc., Nick

◀ Bei der Ankunft in Buenos Aires wurden Gerhard Elkmann vom Vorstand der Hoesch AG (Mitte) und Fritz Arendt, von Hoesch Export (zweiter von links), von einigen Herren unserer argentinischen Vertretung am Flughafen abgeholt. Ganz links Herr Korn, rechts Herr Steinholt und zweiter von rechts Herr Fabregas, einer unserer argentinischen Partner

F. Günther, ab. Das Hoesch-Büro ist im Seagram's Building, in der Park Avenue untergebracht. Es liegt für Besucher sehr günstig. Bei vielen Gesprächen, die wir gemeinsam mit Fritz Arendt in den folgenden Tagen mit Geschäftsfreunden, Banken und Industriegesellschaften führten, erhielten wir interessante Aufschlüsse über die wirtschaftliche Lage der USA.

Der Präsident der United States Steel Corporation, Mr. Blough, betonte in einem Gespräch mit uns, daß auch die Stahlindustrie mit der Konjunktur nicht zufrieden sei. Hierbei sei angemerkt, daß die United States Steel mit einem Umsatz von 16 Milliarden DM und 200 000 Beschäftigten das größte Unternehmen der eisen-schaffenden Industrie in der Welt ist. Die Beschäftigung war zur Zeit unseres Besuches auf etwa 50 v. H. der Kapazität zurückgegangen.

Auch die größeren Ölgesellschaften, die wir besuchten, waren von der Geschäftslage nicht sehr befriedigt. Dennoch blieben die Verhandlungen, die wir führten, nicht ohne Erfolg.

Bei vielen dieser Gespräche zeigten die Amerikaner immer wieder Anerkennung für die gute Konjunktur in der Bundesrepublik wie für die errungene weltpolitische Stellung Westdeutschlands. Oft sind wir in freundschaftlichem Sinn auf die Berlin-Frage angesprochen worden.

Zu Besuch in São Paulo in Brasilien

Nach einem kurzen Aufenthalt in New York führte uns die Reise nach São Paulo, der zweitgrößten Stadt Brasiliens mit fast zweieinhalb Millionen Einwohnern. Der neue, für Düsenmaschinen bestimmte Flughafen von São Paulo liegt 85 Kilometer von der Stadt entfernt. Dort, in Campinas, hat Krupp eine große Gesenkschmiede aufgebaut, die zur Zufriedenheit der Kunden arbeitet, zu denen auch verschiedene deutsche Automobilwerke gehören.

Im Umkreis von São Paulo leben etwa fünf Millionen Menschen. In der Stadt herrscht eine fieberhafte Bautätigkeit. Häuser, die vor zehn Jahren gebaut wurden, werden abgerissen, um Wolkenkratzern Platz zu machen, die einen Vergleich mit Wolkenkratzern Nordamerikas durchaus bestehen können. Der Arbeitsrhythmus und die Arbeitsfreude der Brasilianer sind gut und werden immer wieder gelobt.

Wir besuchten in São Paulo eine Reihe von Geschäftsfreunden. Unter ihnen auch das Volkswagenwerk, das heute je Werktag zweihundert Wagen fertigstellt. Auch in Brasilien ist der Volkswagen sehr beliebt, so daß das Werk weiter ausgebaut werden soll. An deutschen Wagen sieht man neben dem Volkswagen auch den DKW, der ebenfalls in Brasilien gebaut wird. Aus den USA kommen Wagen von Ford und General Motors.

Es wird viele Leser überraschen, zu erfahren, daß die Hoesch-Zechen regelmäßig hochwertigen Koks nach São Paulo verschiffen. Vor allem Werke, die Gußteile für die Fahrzeugindustrie herstellen, sind ständige Abnehmer unseres Koks.

Die Zahl der deutschen Industriebetriebe, die sich in Brasilien in den letzten Jahren niedergelassen haben, ist sehr groß. Soweit wir in der Kürze der Zeit feststellen konnten, waren alle besuchten Betriebe gut beschäftigt. Allerdings hat die brasilianische Währung, der Cruzeiro, im letzten Jahr eine Entwertung von etwa 35 v. H. erlitten; so daß es für die Betriebe nicht leicht ist, die steigenden Materialkosten durch entsprechende Verkaufspreise auszugleichen. Natürlich ergeben sich auch für die Entlohnung der Arbeiter aus dieser Entwertung Probleme. Doch man hofft allgemein, daß der neue Präsident, der zu Beginn des Jahres 1961

1 Der argentinische Staatspräsident Frondizi empfing unser Vorstandsmitglied Gerhard Elkmann während dessen Aufenthalts in Buenos Aires. Der Staatspräsident begrüßte sehr, daß Hoesch eine Federnfabrik in Buenos Aires errichtet

2 Die Hoesch-Delegation bei einem Gespräch mit dem argentinischen Wirtschaftsminister Alsogaray. Von links: Fritz Arendt, Juan Fabregas, Dr. Walter Mehls, Dr. Simons, Gerhard Elkmann und der Wirtschaftsminister





sein Amt angetreten hat, die Lage meistern wird. Dr. Janio Quadros hat sich als Gouverneur des Staates São Paulo einen guten Namen gemacht.

Zu einem Besuch der im Bau befindlichen Hauptstadt Brasilia, die 1200 Kilometer von São Paulo entfernt liegt, reichte unsere Zeit leider nicht. Wir setzten die Reise nach Argentinien fort und besuchten auf dem Weg noch einige Geschäftsfreunde in Rio de Janeiro, der alten Hauptstadt Brasiliens mit zweieinhalb Millionen Einwohnern. Der klimatische Unterschied zwischen São Paulo und Rio war um diese Zeit erheblich. Das Klima der Stadt São Paulo, die etwa achthundert Meter hoch liegt, war angenehm und nur selten zu warm. In Rio dagegen maßen wir trotz regnerischen Wetters 33 Grad Wärme und eine sehr hohe Luftfeuchtigkeit.

Bemerkenswert ist, daß zwischen São Paulo und Rio eine „Luftbrücke“ besteht. Jede halbe Stunde fliegt eine große Verkehrsmaschine zwischen den beiden Städten hin und her. Man kann mit diesen Maschinen wie mit einem Omnibus fahren, eine Anmeldung ist nicht erforderlich. Der Luftverkehr hat den Verkehr mit Kraftwagen und vor allen Dingen mit der Eisenbahn über die 450 Kilometer lange Strecke fast völlig verdrängt.

Bei unseren argentinischen Freunden in Buenos Aires

Argentinien begrüßte uns mit warmem Wetter und Sonnenschein. 33 Grad Celsius sind im November für Buenos Aires, die Hauptstadt des Landes, die vier Millionen Einwohner zählt, nicht ungewöhnlich.

Abends fand in unserem Hotel die erste Besprechung mit unseren argentinischen Freunden statt. Es waren sechzehn Personen anwesend: Dem argentinisch-spanischen Temperament entsprechend wurde die Diskussion sehr lebhaft und voll Temperament geführt.

Eine unserer Aufgaben in Buenos Aires war, das vom Aufsichtsrat der Hoesch AG genehmigte Vorhaben, eine Federnfabrik zu gründen, voranzutreiben.

In São Paulo waren wir mit Dr. Mehls vom Direktorium der Walzwerke Hohenlimburg und Fritz Michael, dem Betriebsleiter des Federnwerkes Hohenlimburg, zusammengetroffen. Im September hatten wir auf Vorschlag unserer argentinischen Partner ein Grundstück von 24000 Quadratmeter für das neue Federnwerk gekauft. Dieses Grundstück liegt in unmittel-

3 So sieht es in der Nähe von Belo Horizonte aus, einer brasilianischen Stadt, die 920 Meter hoch liegt und in deren Nähe deutsche Hüttenwerke ein reiches Erzvorkommen erschließen

4 Eine der Straßen, die durch das erzreiche Gebiet führen, das auch das „Eiserne Viereck“ genannt wird. Die Felsen links sind reines Erz, und auch die Straße ist mit Erz beschottert

5 Eine Gruppe brasilianischer Arbeiter, die bei der Erschließung des Erzfeldes mithelfen, von dem auch Hoesch in Zukunft qualitativ besonders hochwertiges Erz beziehen wird



barer Nähe des Walzwerkes, das die von Hoesch kommenden Knüppel zu Band auswalzt und unser Federnwerk mit Vormaterial beliefert.

Schon jetzt: Hoesch-Blattfedern aus Buenos Aires

Der Zufall wollte es, daß uns in den Tagen unseres Aufenthaltes eine in Betrieb befindliche Blattfedernfabrik angeboten wurde. Die Prüfung durch Fritz Michael ergab, daß die maschinelle Ausrüstung recht befriedigend war. Wir schlossen uns daher dem Vorschlag unserer argentinischen Freunde an, diesen Betrieb zu erwerben. So konnten wir sofort mit der Federnfabrikation anfangen und mußten nicht erst den Aufbau des neuen Werkes abwarten, um unsere Kunden beliefern zu können.

Auf Vorschlag unserer argentinischen Freunde wurde vereinbart, argentinische Vorarbeiter nach Hohenlimburg zu schicken, die dort an Ort und Stelle ausgebildet werden sollen. Dies ist eine der vielen notwendigen Maßnahmen, um auch in Argentinien Federn von einer Qualität zu erzeugen, wie sie die Hohenlimburger Federn auszeichnet.

In Buenos Aires fanden wir Gelegenheit, dem argentinischen Wirtschaftsminister Alsogaray, der oftmals der argentinische Erhard genannt wird, unsere Pläne auseinanderzusetzen. Auch mit Staatspräsident Frondizi hatten wir eine Unterredung. Er gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß mit Hoesch ein weiteres namhaftes deutsches Unternehmen in Argentinien Fuß faßt und an dem wirtschaftlichen Auf- und Ausbau Argentiniens mitarbeiten will. Er sah darin auch einen Erfolg seiner im vergangenen Jahr in Bonn geführten Gespräche. Vor allem aber begrüßen die zahlreichen Federnverbraucher – es sind Automobilwerke aus Amerika und Europa – unseren Entschluß, in Argentinien Qualitätsfedern zu erzeugen.

Neben unseren geschäftlichen Interessen wollen wir mit diesem Werk auch einen Beitrag zur Entwicklung der argentinischen Volkswirtschaft leisten.

In achtzehn Stunden nach Hause

Vor der Rückreise nach Deutschland machten wir noch eine Zwischenstation in Belo Horizonte, einer 920 Meter hoch gelegenen brasilianischen Stadt mit 350 000 Einwohnern. Hier besuchten wir ein Stahl- und Röhrenwerk von Mannesmann. Bereitwillig wurden uns alle Anlagen gezeigt. Auch hier ist eine große Pionierarbeit unter schwierigen Umständen verwirklicht worden.

Bei dieser Gelegenheit sahen wir uns auch eine Erzgrube in Fabrica an, von der nach ihrer endgültigen Aufschließung auch Hoesch 70prozentiges Eisenerz bester Qualität beziehen wird, um die Erzversorgung der Westfalenhütte auf eine möglichst breite und sichere Grundlage zu stellen.

Über Rio de Janeiro, Recife, Dakar, Madrid und Paris brachte uns die argentinische Luftfahrtsgesellschaft schnell nach Europa zurück. Der Flug dauerte nur achtzehn Stunden – halb so lang wie 1953, als wir noch 36 Stunden gebraucht hatten. Eine ereignisreiche, anstrengende, aber auch erfolgreiche Reise war zu Ende.



▲ Hoesch-Koks geht regelmäßig bis nach Brasilien. Die Firma Aguiar, Aranha & Cia. Ltda., São Paulo, verkauft ihn. In der Mitte der Inhaber, Paolo Aranha, links sein Schwiegersohn, rechts der Prokurist Ricardo Karmann. Herr Karmann ist 72 Jahre alt, in Brasilien geboren, deutscher Abstammung und noch nie in Deutschland gewesen. Er hat sich vorgenommen, in diesem Jahr einen Besuch in der Bundesrepublik zu machen

▼ Kurz vor dem Abflug der Hoesch-Delegation aus Buenos Aires wurde dieses Bild aufgenommen. Es zeigt von links nach rechts die Herren Dr. Mehls, Steinholt, Elkmann, Korn, General Alvarez, Arendt und Dr. Blum im Flughafengebäude



Vom La Plata bis in die Cordilleren

2000 Kilometer Argentinien

„Am La Plata beginnt Argentinien, aber sein Herz schlägt über den weiten Flächen seiner Pampa, wo der Wind kilometerweit kein Hindernis findet“, schrieb vor fünfzig Jahren ein unbekannt gebliebener Schriftsteller in sein Reisetagebuch. Das gilt noch heute.

Buenos Aires, die Vier-Millionen-Stadt am La Plata, ist eine Stadt der Schicksale wie kaum eine andere. Im Zentrum der geometrisch genau eingeteilten Straßen beginnen und enden unzählige Hoffnungen. Der Auswanderer lernt in den Asylen der Innenstadt die Jagd nach dem Peso kennen. Er erfährt die Ausmaße der größten Stadt Lateinamerikas an den Ausgaben für sein Fahrgeld. Denn Buenos Aires ist auch eine Stadt der Vororte, die sich weit ins Land hineinschieben. Es gibt gute und schlechte Wohnviertel wie in London oder Hamburg. Es gibt englische, amerikanische, deutsche, japanische Vororte wie in Shanghai.

Die Einwohner von Buenos Aires sind stolz darauf, die breiteste Straße der Welt, die Nueve de Julio, in deren Mittelpunkt als Wahrzeichen der Stadt der berühmte Obelisk ragt, und die längste Straße der Welt, die Rivadavia, zu besitzen, die mit mehr als 20 000 Hausnummern und zwanzig Kilometer Länge bis hinaus aufs Land führt. Sie zeigen fremden Gästen ihr Hafenviertel, die Boca, in dem mit Romantik zwischen Wellblechhäusern und Ladentüren aus Sackleinwand eine freundliche Fremdenwerbung von den Resten der Vergangenheit zehrt. Und auf der Plaza de Mayo, dem offiziellen Zentrum inmitten der City, zwischen dem Regierungsgebäude von heute, der „Casa Rosara“ und dem Parlamentssitz von gestern, dem „cabildo“, picken Tauben wie in Rom oder Venedig, wie in Dresden oder Warschau das unter den Palmen ausgestreute Futter. Es kann geschehen, daß man im Verkehrsstrudel mehr englische oder deutsche als argentinische Worte

auffängt. Buenos Aires ist gewiß eine Drehscheibe der Welt, aber nicht Argentinien.

Setzen wir uns also in eine der amerikanischen Limousinen, die über Argentinien Straßen fahren, und versuchen, das Gesicht des Landes zu sehen.

Schon vor den Toren der Millionenstadt beginnt die Camp-Landschaft. Wenige Kilometer nach dem letzten Stadthaus wird der Horizont weit und fern.

Neben der Verkehrsstraße aber türmen sich auch stinkende Abfallgebirge, in denen die Schweine wühlen. Der Fahrer rollt das Fenster zu, doch noch im Hundert-Kilometer-Tempo kann keiner dem Verwesungsduft entkommen.

Gastrecht geht vor

Dann dehnt sich die Straße schnurgerade dem Horizont entgegen. Immer seltener sieht man eine Hütte, einen Strauch. Nur Zäune und Pflöcke sind da, Pflöcke und Zäune, ab und zu ein Tor, eine Tranquera, hinter der sich die endlosen Weiden mit ihren unübersehbaren Pferde- und Rinderherden dehnen: rot, braun, schwarz und schwarz-weiß. Für jeden Quadratkilometer ein Stück Rind, rechnet der argentinische Grundbesitzer; die großen Güter umfassen mehr als 7000 Quadratkilometer. Das ist Argentinien.

Einer jener kaum sichtbaren Seitenwege voller Staub und halbmertertiefer Rinnen führt dem ersten Tagesziel entgegen, einem Gut, einer Estancia, die zu den ältesten Argentinien gehört: „La Igualdad“ – die Unabhängige.

Hinter einem Labyrinth von Zäunen erhebt sich das Wohnhaus, würdig und gastlich unter Magnolien und Orangen. „Willkommen“, empfängt der Estanzeiro seine Gäste, führt sie zu ihren Räumen und erkundigt sich nebenbei: „Sie verzeihen meine Aufdringlichkeit, aber wer sind Sie eigentlich?“

Der Bote hatte die Namen vergessen. Dem Estanzeiro jedoch war es selbstverständlich, einen Gast, wer immer er sei, zuvorkommend zu empfangen. Gastrecht geht allem anderen vor. Auch das ist Argentinien.



Und wenn die Gäste den Staub, das verschwenderischste Landesprodukt, aus Mund, Nase und Ohren entfernt haben, können sie sich das bald hundertjährige Gebäude ansehen, das in der Kette seiner Besitzer nicht nur einen argentinischen, sondern auch einen chilenischen Präsidenten aufzuweisen hat: ebenerdig, mit hohen, Holzgefaßten Fenstern und breiten, teilbaren Fensterläden, das Dach ohne Vorsprung – und draußen auf den Weiden Pferde, Rinder ohne Zahl.

Wasser und Heuschrecken

Argentinien hat sich einst den Ruhm erobert, das Land des Corned beef zu sein. In den riesigen Fleischfabriken, den Frigerificos der Hauptstadt, werden täglich mehr als 2000 Rinder zu Büchsenfleisch verarbeitet.

Auf den Camps schwingen noch heute die Gauchos, Argentinien's Viehhirten, ihre Lassos, um die Rinder einzufangen. Der Glanz ihrer Romantik ist in der nüchternen Gegenwart leicht verblaßt, ihre Arbeit jedoch ist geblieben und ein wenig auch der Ruhm, der traditionelle „Argentino“ zu sein. Jede Ritterlichkeit, die ein Argentinier einem anderen erweist, nennt man dieser Tradition entsprechend eine „Gauchada“. Auf den unabsehbaren Straßen wird dem Reisenden oft Gelegenheit dazu geboten, eine Gauchada zu erweisen oder in Anspruch zu nehmen, wenn sein Motor bockt oder der letzte Ersatzreifen kaputt ist. Oder wenn mit einem Mal der Himmel schwarz wird, wenn es vor den Wagenfenstern zu summen und zu knirschen anfängt, wenn plötzlich langbeinige, schillernde Tiere durch die kleinste Fensteritze hereinpurzeln: Heuschrecken, Milliarden von Heuschrecken, die Gefahr Nummer Zwei der argentinischen Landwirtschaft.

Als Problem Eins gilt das Wasser, das zur Kostbarkeit werden kann, wenn es monatelang nicht regnet, so daß der Staub wie ein braunes Totentuch das Land überzieht.

Über die Sierra Grande ins Weinland Mendoza

Wenn es zum zweitenmal Abend wird, läuft der Wagen über die Höhenstraße am Rande des Stausees von Carlos Paz in der Provinz Cordoba entlang, um in dem Städtchen mit den weißen Häusern und den roten Dächern Station zu machen.

Was bisher braun oder grau, eintönig, aber gewaltig war, wird hier bunt und lebendig. Die Brüder Walter und Bruno Eichhorn begannen hier um das in ganz Südamerika bekannte Ausflugs- und Familienhotel „Eden“ Familien anzusiedeln.

◀ Die vier Millionen Einwohner von Buenos Aires, der Hauptstadt Argentinien's, sind stolz auf ihre Stadt, zumal auf die breiteste Straße der Welt, die Nueve de Julio, in deren Mittelpunkt als Wahrzeichen von Buenos Aires ein Obelisk aufragt

▶ In der argentinischen Pampas schwingen Gauchos, Argentinien's Viehhirten, ihre Lassos, denn Argentinien's Viehherden sind auch heute noch der Reichtum des Landes

Ihre Bedingung war: Jedes Haus muß ein rotes Ziegeldach erhalten – so wie daheim! Heute haben sich im Bergland von Cordoba, in Carlos Paz oder auch im benachbarten La Falda zahlreiche Deutsche angesiedelt.

Unser Weg führt über Carlos Paz hinaus, der ragenden Steinwand der Sierra Grande entgegen. Auf schwindelnden Serpentinstraßen schraubt sich der Wagen immer höher hinauf. Eine Landschaft der Steine beginnt. Die höchsten Erhebungen des „großen Gebirges“ – zwei Zwillingfelsen, vom Volk „Los Gigantes“, die Riesen, genannt, tauchen mit ihren 2200 Meter Höhe auf. Neben der 1800 Meter hoch durch die Steinwüste drängenden Straße weiden abgemagerte Rinder. Haben sie sich verlaufen? Keineswegs, sie gehören zum Besitz jener Estancias, die sich bis ins Gebirge erstrecken. Kleine, unscheinbare Mauern, die nur die Autostraße freigeben, zeigen ihre Grenzen an.

Und weiter geht es, immer weiter, über die Sierra hinweg, an der Sierra entlang, die sich stahlgrau mit braunen Schatten gegen den wolkenlos blauen Himmel abhebt, bis einer der zahlreichen Stauseen erreicht ist: „Dique de la Vinia“, der Stausee vor dem Weinland.

Die Weinprovinz Mendoza beginnt. Die breite, moderne Staumauer des Flusses, eine Handvoll baukastenbunter Häuschen am Ufer sind die einzige Unterbrechung einer erhabenen Einsamkeit.

Von hier an wird die Landschaft belebter. Weinfelder wechseln mit Ranchos ab, liebevoll gepflegte Bauernkaten mit blumengeschmücktem Vorhof finden sich neben elenden Lehmwänden, die nur als Windschutz vor zwei Stahlbetten stehen, in denen die ganze Familie schläft.

Bald ist Mendoza erreicht, die Stadt des vielgerühmten roten Mendoziner Weins, die Stadt auf vulkanischem Grund.

Bis zum hohen Aconcagua

Vor neunzig Jahren machte ein Erdbeben Mendoza dem Boden gleich und verschüttete seine 17000 Bewohner. Die Mendoziner von heute

pflegen ihre Ruinen mit liebevoller Sorgfalt. Noch heute kann man an den umgestürzten Quadern unter Lorbeer und Palmen die eingeritzten Suchadressen entziffern – eine unheimlich vertraute Begegnung unter anderen Sternen. Die Gegenwart hat es den Leuten in Mendoza geraten erscheinen lassen, alle großen neuen Häuser im Innern mit Stahlbändern zu sichern. Kleine Beben gibt es immer wieder. Aber die Mendoziner bauen darauf, daß sie verschont bleiben. Ihre Stadt zählt heute mehr als 200000 Einwohner, sie gilt als die sauberste und schönste Argentinien's. Sie ist am Fuße der Cordilleren gelegen, ein Schmuckkästchen, dessen berühmter Park von einem deutschen Architekten angelegt worden ist.

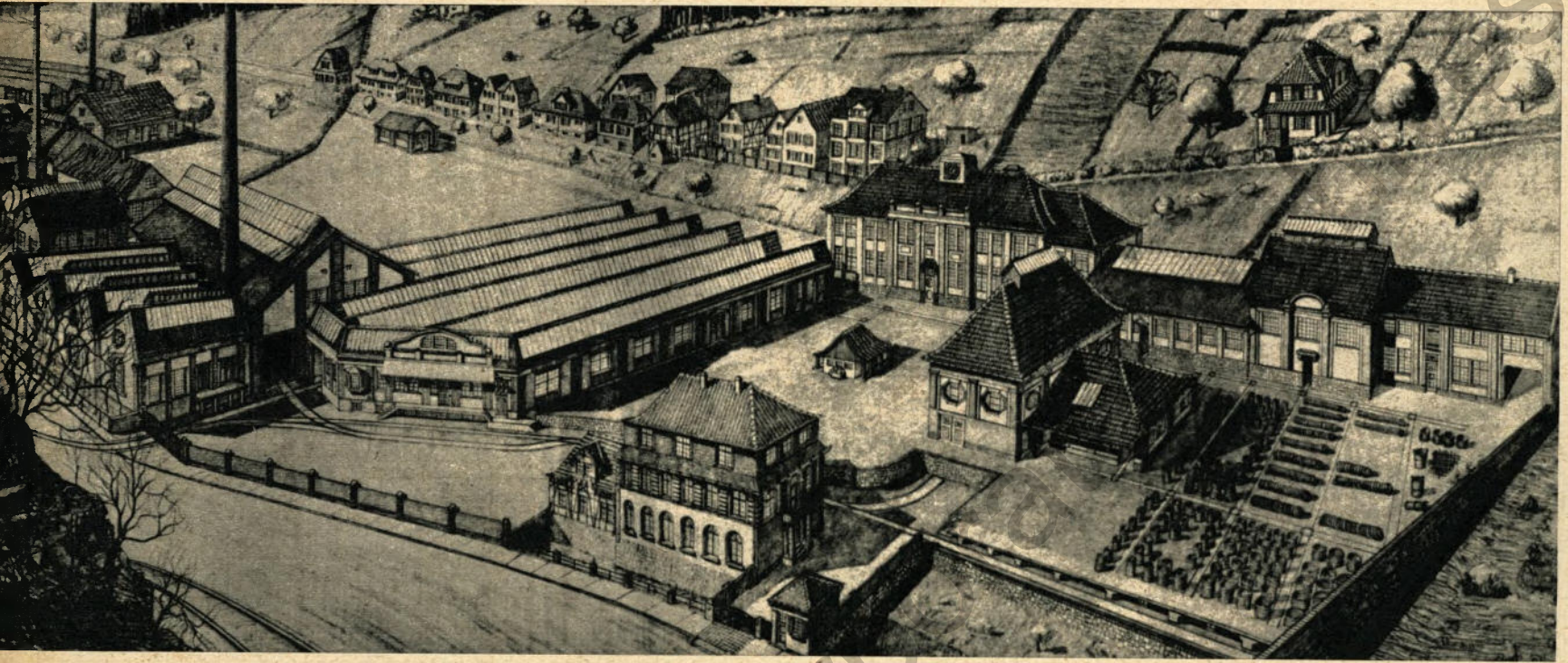
Den gewaltigen Eindruck verdankt die Stadt der wuchtigen Silhouette der Cordilleren. Nach vier Reisetagen erscheint es wie ein Katzensprung, mitten in das plötzlich aufsteigende Gebirge hineinzufahren. Wieder geht es in Steilkurven zur Höhe hinauf, nachdem der Wagen, wie von einem Magnet gezogen, die schnurgerade Straße auf das Gebirge zu hinter sich hat.

Was in jedem kleinsten argentinischen Dorf heute zur unvermeidlichen Erinnerung wird, die Statue, das Bild des Generals San Martin, ist hier keine tote Erinnerung. Vor 140 Jahren befreite San Martin Argentinien und Chile von der Vorherrschaft der Spanier und überwand mit seinem Heer zu Fuß und zu Pferde das Hochgebirge der Cordilleren. Erinnerungstore, alte Brücken und Geschütze machen manche Straßenpartie zu einer Art Museum. Und auf 3000 Meter Höhe leuchten Schneegipfel der Hochcordilleren mit dem fast 7000 Meter hohen Aconcagua, Südamerikas höchstem Gebirgsriesen. Von hier aus geht es auf schmaler Gebirgsstraße, entlang am wuchtig breiten Flußbett des Rio Mendoza, in dem sich ein spärliches Rinnsal zwischen meterhohen Uferhängen verliert, vorbei an einsamen Bahn- und Militärstationen mitten hinein in die Pracht der bunten Berge, die der Reichtum ihrer ungehobenen Erze in allen Farben des Regenbogens schillern läßt.

Rosemarie Winter



Vater und Sohn - 100 Jahre im Werk Nahmer



1



2

„Jung, ek well di wat seggen“, meinte Vater Bornemann im Jahr 1911 zu seinem Ältesten. „Komm met mi tom usem Hütte, un dann weste Walzer, un dann verdainste din Geld“. Vater Bornemann hatte selbst im Jahre 1892 bei der „Hütte“ angefangen, wie man das damalige Kaltwalzwerk Boecker und Röhr nannte, das Hoesch 1920 erwarb. Vater Bornemann hatte dort als Stahlhärter Arbeit gefunden. Neunzehn Jahre später nahm er seinen Sohn Wilhelm mit „tom usem Hütte“. Die Familie wohnte damals im Stadtteil Reh, fast sieben Kilometer vom Werk entfernt. Viele Jahre war der Vater den langen Weg allein gegangen, nun begleitete ihn sein Sohn. Doch Wilhelm hatte den Weg schon zuvor kennengelernt. Oft genug hatte er dem Vater, der noch in Zwölfstundenschicht arbeitete – Hand aufs Herz! Wie viele von denen, für die nunmehr die 40-Stunden-Woche (ab 1965) tariflich festgelegt wurde, denken heute noch an jene Arbeitszeit und an diesen Fortschritt! –, zur Mittagszeit das Essen ins Werk getragen. So manchen Tag, wenn die Schule um halb zwölf Uhr aus war, war er die Strecke mehr gelaufen als

1 127 Jahre arbeiten die drei Brüder Bornemann schon für Hoesch! Und alle drei sind im Werk Nahmer der Walzwerke Hohenlimburg beschäftigt. Auf 50, 38 und 39 Dienstjahre haben es Wilhelm, Otto und Heinrich (von links nach rechts) bereits gebracht

2 Doch damit nicht genug: der Vater der drei Brüder Bornemann, er ist heute 88 Jahre alt, hat selbst weit über 50 Jahre im Werk Nahmer gearbeitet. Dieses alte Bild zeigt ihn zwischen seinem Sohn Wilhelm (rechts) und Hubert Kruse

▲ So hat das Werk Nahmer vor einem halben Jahrhundert ausgesehen; damals, als Vater Bornemann mit seinem Sohn Wilhelm täglich sieben Kilometer bis zur Arbeitsstätte lief

gegangen. Denn um zwei Uhr mußte er wieder in der Schule sein. Später brachten auch seine Brüder Heinrich und Otto dem Vater das Essen. Sie alle sahen gerne einige Minuten zu, wenn der Vater am Härteofen arbeitete, in dessen Nähe es im Winter schön warm war.

Vater Bornemann hat bei Hoesch sein fünfzigjähriges Arbeitsjubiläum gefeiert. Er hat Wilhelm, seinen Ältesten, im Jahre 1911 als Pakker und Verloader ins Werk Nahmer mitgenommen, und er hat erlebt, wie Wilhelm Walzer und 1923 Vorarbeiter wurde.

Seit 1936 ist Wilhelm Bornemann Obermeister. Am 9. Januar 1960 beging nun auch er das fünfzigjährige Arbeitsjubiläum. Unter seiner Aufsicht werden bis zum 1. Oktober – dem Tag seiner Pensionierung – die Bestellungen für Verpackungsband, Konservenband, Band zur Verarbeitung von Federn, Sägen und Rolladenfederstahl ausgeführt.

Doch nicht genug damit, daß der nun 88jährige Vater Bornemann und sein Sohn Wilhelm zusammen mehr als hundert Jahre für Hoesch gearbeitet haben: auch Wilhelms Brüder Heinrich und Otto sind im Werk Nahmer beschäftigt. Heinrich feiert nächstes Jahr das vierzigste Dienstjahr bei Hoesch, und auch bei Otto dauert es nicht viel länger – er hat 1923 als Walzer angefangen. So haben also Vater Bornemann und seine drei Söhne Wilhelm, Heinrich und Otto insgesamt fast 180 Jahre für Hoesch gearbeitet – ein Familienrekord, der wohl kaum zu überbieten ist.



Ob Tag, ob Nacht, immer
ist Leben auf der Westfalenhütte.
2300 Mitarbeiter sind in jeder Nacht
auf der Hütte beschäftigt

Das Bild des Monats

Wenn vor hundert Jahren das Telefon

Die Verbindung von den Hochöfen zur Zentrale ist unterbrochen, im Stellwerk ist das Gespräch mit den Rangierpunkten abgerissen, im Einkauf kann man sich nicht mehr mit dem Kunden verständigen, die Unfallstelle ist nicht imstande, einen Krankenwagen zu bestellen, die Vermittler in der Telefonzentrale versuchen vergeblich, eine Verbindung herzustellen. Wir alle laufen herum, als könnten wir plötzlich nicht mehr hören.

Was ist geschehen? Im Grunde nicht viel: wir setzen lediglich den Fall, daß alle Telefone ausgefallen sind. Wir versuchen, uns begreiflich zu machen, wie wir heute ohne Telefon auskommen könnten.

Man kann sich kaum vorstellen, daß gerade erst hundert Jahre vergangen sind, seitdem zum erstenmal „zur verständlichen Übertragung der Sprache, Fernsprechteilnehmer paarweise miteinander in Verkehr traten und dabei in beiden Richtungen Nachrichten sendeten und empfangen“, wie der Brockhaus das Fernsprechen erklärt.

Damals, im Jahre 1861, war es dem Physiklehrer Philipp Reis in Friedrichsdorf im Taunus

zum gewünschten Teilnehmer zu schließen.

Mehr als 75 Millionen Sprechstellen in der Welt

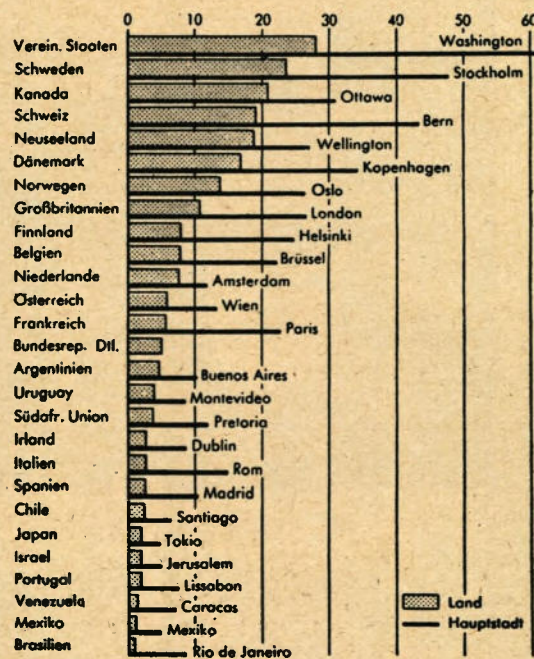
Heute sind auf der Erde mehr als 75 Millionen Sprechstellen des öffentlichen Fernsprechverkehrs eingerichtet, 43 Millionen davon benutzen allein die Einwohner der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Wieviel Sprechstellen in den einzelnen Ländern und Hauptstädten der Welt auf jeweils hundert Personen fallen, zeigt unsere Zeichnung. Bei der Westfalenhütte allein sind etwa 5000 Telefonapparate in Betrieb, die ein etwa hundert Kilometer langes Leitungsnetz verbindet.

Mit all diesen Fernsprechgeräten können wir heute in Sekundenschnelle riesige Entfernungen überbrücken. Wir können mit dem Telefon in Minuten Entscheidungen fällen, die früher oft Wochen gebraucht hätten. Wir können mit ihm „Anschluß“ an beinahe jeden Menschen finden. Wenn uns der kleine, unscheinbare Zauberapparat trotzdem manchmal auf die Nerven fällt, so ist das bestimmt unsere eigene Schuld!

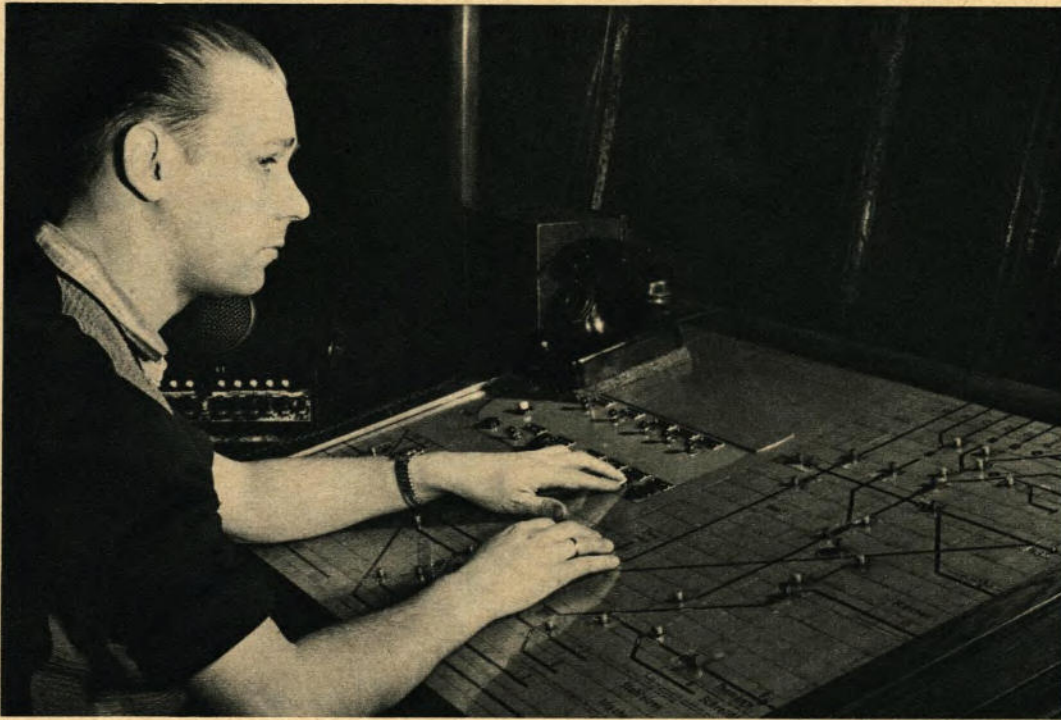


nicht erfunden wäre...

gerade gelungen, zum erstenmal die menschliche Sprache elektrisch zu übertragen, das heißt, die Sprache in zur Übertragung geeignete elektrische Signale und beim Empfänger wieder in Schall zu verwandeln. 1876 entwickelte der Schotte Alexander Graham Bell das Telefon weiter, und nun konnte sich die Fernsprechtechnik in rasender Eile entwickeln. Sie benutzte das schon seit Jahrzehnten bestehende Netz der Telegrafienleitungen und überflügelte bald die Telegraphie, die bis dahin eilige Nachrichten mit Hilfe des Morsens übermittelt hatte. Der nächste wichtige Schritt war eine Erfindung, die vom Handkurbelapparat, an den sich gewiß schon manche unter den älteren Lesern erinnern werden, zur Selbstwahl führte: man dreht eine Nummernscheibe und bewirkt damit, daß der Apparat verschiedene lange Stromstöße aussendet, die notwendig sind, um die Verbin-



► Wieviel Fernsprechstellen in der Welt auf je hundert Personen in verschiedenen Ländern und deren Hauptstädten fallen, zeigt unsere Aufstellung



2



4



5



3

Was geschähe,
wenn das Telefon ausfiel?
Hermann Breimann bekäme zu den
Hochöfen (1), Rolf Aschhoff
zu den einzelnen Rangierpunkten (2)
keine Verbindung mehr. Inge Linsel
könnte den Auftrag ihres Chefs
nicht notieren (3), Hugo Maiweg
bei einem Unfall keinen Kranken-
wagen bestellen (4), und in der
Telefonzentrale müßten Leo Burchert,
Ruth Langer, Hildegard Kramer
und Anni Ostermann die Hände
in den Schoß legen (5)

WIR HELFEN



▲ Diesen Menschen wollen wir helfen – heute noch müssen sie in endloser Reihe das abgebaute Erz Korb für Korb fortschleppen – morgen soll jeder von ihnen mit maschineller Hilfe das Vielfache leisten

► Helmut Turck, der Vorsitzende des Gemeinschaftsausschusses der Hoesch-Betriebsräte (rechts), überreicht dem Vorsitzenden des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Willi Richter, einen Scheck über 27 500 DM für die Aktion „Wir helfen“



„Wir dürfen nicht untätig zusehen, wie Afrika, Asien und Lateinamerika von Hunger und Not gepeinigt werden.“

Wir haben aus dem humanitären Denken unserer Gewerkschaftsbewegung heraus die Pflicht, auch die Sorgen der anderen im Auge zu behalten. Diese Sorge darf niemals dort enden, wo die Grenzen unseres Landes liegen. Die menschliche Verpflichtung, die wir als Gewerkschafter verspüren, ist nicht an Nationalitäten gebunden und gilt allen Menschen, gleich welcher Rasse und welcher Weltanschauung.

Die Europäer und Nordamerikaner dürfen keine Mühen scheuen, um Not, Elend und Analphabetentum in den Entwicklungsländern einzudämmen und zu beseitigen. Diese Aufgabe ist schon im Interesse der Aufrechterhaltung des Friedens von erstrangiger Bedeutung, da der Frieden dieser Welt so lange nicht gesichert ist, wie der Unterschied zwischen dem Lebensstandard der Völker so krasse Ausmaße aufweist wie in unserer Zeit.

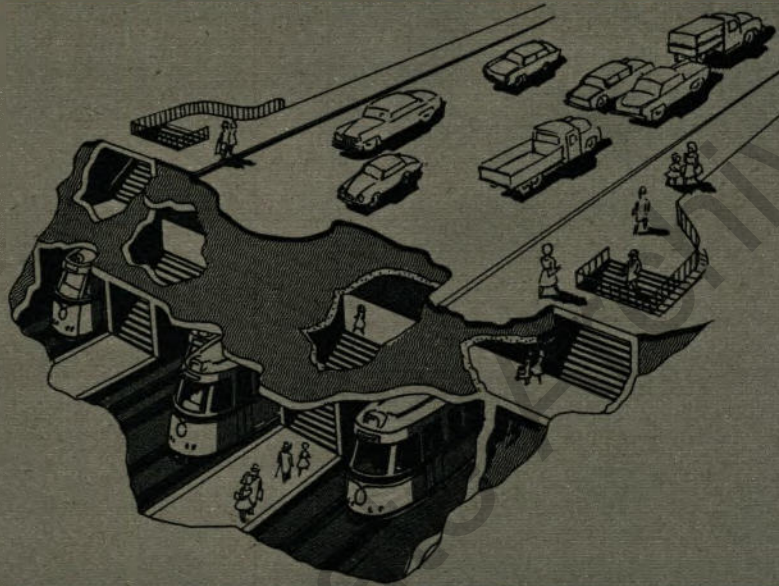
Gewiß, vieles wird getan von internationalen Organisationen, von Regierungen, von Religionsgemeinschaften, Genossenschaften und Gewerkschaften, aber weit mehr bleibt noch zu tun.

Die Schaffenden der Entwicklungsländer kämpfen für bessere Verhältnisse in ihren Ländern. Von entscheidender Bedeutung in diesem Kampf ist deshalb die Bildung und Stärkung von unabhängigen Gewerkschaften. Die Gewerkschaften haben dort die große, verantwortungsvolle Aufgabe, mitzuwirken bei der Lösung der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Probleme ihrer Länder. Es müssen in ihren Ländern Gewerkschaftsschulen errichtet werden, um den Arbeitnehmern das notwendige Wissen zu vermitteln. Auch müssen Einrichtungen für die Berufsausbildung geschaffen und gefördert werden.

Der Aufbau von Gewerkschaften ist eine wesentliche Voraussetzung für die Behebung der Not und des Hungers in den Entwicklungsländern. Starke Gewerkschaften sind aber nicht nur eine Waffe gegen Hunger, Not und Chaos, sie sind auch ein Bollwerk der Demokratie.“

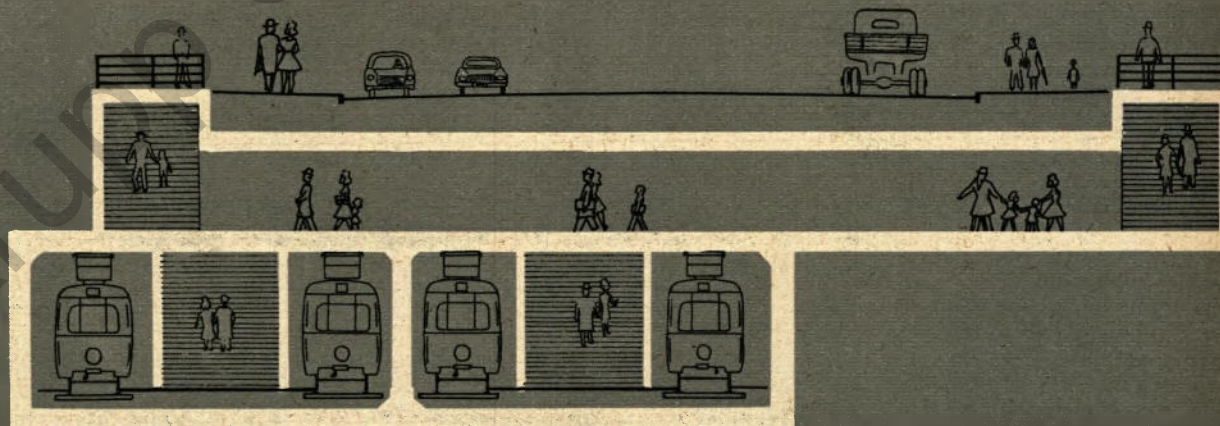
Mit diesen Worten hat der Deutsche Gewerkschaftsbund alle Arbeiter, Angestellten und Beamten aufgerufen, die Aktion „Wir helfen“ zu unterstützen. Auch die Belegschaftsmitglieder des Hoesch-Bergbaus, der Weiterverarbeitung, des Handels und der Hauptverwaltung folgten diesem Aufruf. Sie stellten dem DGB zur Hilfe junger Völker 27 500 DM zur Verfügung, weil sie sich der sozialen und politischen Bedeutung dieses Aufrufs bewußt sind.

Endlich ein Ausweg



Ein beachtenswerter Plan
der Stadt Dortmund

aus dem Verkehrschaos?



Nach dem Krieg haben sich unsere großen Städte geradezu stürmisch fortentwickelt. Dabei siedelte sich die Bevölkerung mehr und mehr in den Außengebieten der Städte an, während die Innenstädte vor allem dem Geschäftsleben vorbehalten blieben. Aus diesem Grunde stieg auch der Verkehr zwischen Innenstädten und Vororten beängstigend an. In den Zentren der Städte, wo alle Verkehrsadern zusammentreffen, droht er schon heute zu erliegen.

In Amerika hat man seit einigen Jahrzehnten versucht, diesen geballten Verkehr zu meistern, indem man Schnellstraßen und Autobahnen zwischen Stadtzentren und Vororten baute. Dabei kamen die öffentlichen Verkehrsmittel meist

zu kurz. Ihre Fahrzeiten wurden mit zunehmender Verkehrsdichte immer länger, so daß eine weitere hohe Zahl von Fahrgästen zum eigenen Kraftfahrzeug abwanderte. Bald waren die mit ungeheuren Kosten gebauten Schnellstraßen wieder überlastet, so daß die Stockungen im Spitzenverkehr sogar noch anwuchsen.

In den jüngsten Jahren hat man in Amerika erkannt, daß man der Verkehrsnot mit Mitteln des Straßenbaus allein nicht beikommen kann. Der Kraftwagen, der nach statistischen Erhebungen im Durchschnitt nicht einmal mit zwei Personen besetzt ist, nimmt im innerstädtischen Verkehr einfach zuviel Platz in Anspruch – gleichgültig, ob er fährt oder parkt. Nur die öffentlichen Verkehrsmittel sind imstande, uns



◀ Ist in den Innenstädten kein Platz für einen eigenen Bahnkörper, muß die Straßenbahn unter die Erde. Unsere Karte zeigt das für Dortmund geplante U-Straßenbahnnetz



◀ Autos, überall Autos – wohin man auch sieht; sie haben wie hier in Dortmund jeden freien Platz in den Innenstädten belegt

aus dem Verkehrschaos herauszuhelfen. Deshalb geht man in den USA immer mehr dazu über, die öffentlichen Verkehrsmittel zu fördern. Aus dieser amerikanischen Erfahrung versucht nun auch Dortmund Nutzen zu ziehen. Man überlegte sich, daß die öffentlichen Verkehrsmittel nur dann nicht im allgemeinen Autoverkehr ersticken, wenn man einen eigenen Bahnkörper für die Straßenbahn anlegt. Doch dafür gibt es nur eine Möglichkeit: unter die Erde ausweichen.

Dortmund plant also, die Straßenbahn über weite Strecken unterirdisch fahren zu lassen. Dabei rechnet man – und zur Not kann man sie ja auch zwingen –, daß viele Autofahrer am Stadtrand parken und auf die Straßenbahn umsteigen werden, wenn sie erst einmal sehen, daß die Straßenbahnen auf einem eigenen Bahnkörper zügig vorankommen, während die Autoschlängen immer länger werden.

Die Dortmunder Verkehrsbetriebe haben sogar schon einen Plan für eine U-Straßenbahn vorgelegt, der die am stärksten befahrenen Straßen und Knotenpunkte der Innenstadt durch eine unterirdische Linienführung entlastet. Am 4. November 1960 hat der Rat der Stadt Dort-

mund einem ersten Teilabschnitt zugestimmt. Der Hauptbahnhof ist der geplante Ausgangspunkt der U-Straßenbahn. Als Nahtstelle zwischen Fern-, Vorort- und innerstädtischem Verkehr liegt er besonders günstig in dem unterirdischen Netz, das unser Plan deutlich macht. Gleich hinter der Haltestelle vor dem Nordausgang des Bahnhofs soll die Straßenbahn in den Tunnel fahren, der in Richtung Freistuhl die Gleisanlagen des Hauptbahnhofs unterquert und unter der Petergasse bis zum Grafenhof reicht. An der Kreuzung Kampstraße ist eine großzügige unterirdische Haltestelle vorgesehen, von der man gut in die Ost-West-Linie der über Tage fahrenden Straßenbahnen umsteigen kann. Hinter der Haltestelle Grafenhof teilt sich der Tunnel. Ein Zweig verläuft unter der Hohestraße; er kommt zwischen Gutenberg- und Sonnenstraße wieder an die Oberfläche. Der andere Zweig unterquert die Hansastraße und verläuft bis in Höhe des Stadthauses unter den Grünanlagen. Hier verbreitert sich der Tunnel und mündet in den viergleisigen Kreuzungsbahnhof Neutor. Dieser Bahnhof soll so eingerichtet werden, daß er später die ebenfalls geplante U-Straßenbahn-Linie Westfalen-

park-Bornstraße aufnehmen kann. Die U-Straßenbahn nach Hörde unterquert das Gelände zwischen Neutor und Saarlandstraße in Richtung Hainallee. Unter der Saarlandstraße liegt eine weitere Haltestelle, danach folgt der Tunnel dem Verlauf der Hainallee. Vom Rheinlanddamm endlich verkehrt die Straßenbahn wieder oberirdisch bis zur Endstation Seimertichstraße in Hörde.

Mit diesem Plan hat die Stadt Dortmund einen ersten Schritt getan, um das Verkehrschaos zu meistern und den städtischen Verkehr wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Dabei gilt diesem Plan nicht nur das Interesse der Dortmunder – auch Bremen, Düsseldorf, Frankfurt am Main, Hannover, Köln und München haben sich zu seinen Grundsätzen bekannt. Warten wir ab, ob Dortmund das Rennen um die erste U-Straßenbahn gewinnt!

▼ Nur wenn die Straßenbahn einen eigenen Bahnkörper hat – unser Bild ist am Eingang zum Westfalenpark im Schatten des Dortmunder Fernsehturms aufgenommen –, kann sie schnell und unbehindert fahren und damit das Auto übertrumpfen und vielleicht einen Ausweg aus dem Verkehrschaos bieten.



Wenn Menschen zusammen arbeiten

*Dem menschlichen Verhältnis der
Mitarbeiter untereinander
kommt in unserer Arbeitswelt
große Bedeutung zu.
Dieses Thema ist so wichtig,
daß es auch bei den von der
Harzburger Akademie
veranstalteten Kursen,
an denen viele unserer Mitarbeiter
teilnehmen, ausführlich behandelt wird.
Arbeitsdirektor Terhorst
von der Hamborner
und der Fr. Thyssen Bergbau AG
hat kürzlich über diese Fragen
einen Vortrag gehalten, den
zu lesen unsere Mitarbeiter nicht
versäumen sollten.*



Sicherlich hat jeder Mensch den ihm von der Natur mitgegebenen Charakter, und die Art und Weise, wie er mit seinen Mitmenschen umzugehen pflegt, entspricht seinem Temperament, das zurückhaltend oder mitteilend, ruhig oder aufbrausend, vertrauensvoll oder mißtrauisch sein kann. Trotzdem sollte man niemals, wenn man mit seiner Umwelt nicht in Frieden leben kann, sich mit der Feststellung begnügen: „Ich bin eben so und kann nicht anders sein. Kein Mensch kann aus seiner Haut heraus.“

Wenn Menschen zusammen arbeiten, dann sind sie aufeinander angewiesen. Aufeinander angewiesen sein bedeutet aber soviel, daß einer auf den anderen Rücksicht nehmen muß. Voraussetzung hierfür ist, daß jeder Mensch an sich selbst arbeitet und auch in sich selbst wenigstens einen Teil der Ursache sucht, wenn einmal etwas schiefgegangen ist. Ich möchte deshalb zuerst von den Dingen sprechen, die jedermann im stillen immer wieder aufs neue sich selbst sagen sollte, wenn er es ehrlich meint mit der Kunst, an sich selbst zu arbeiten. Dazu gehört beispielsweise der Vorsatz:

Und wenn auch alles schiefgehen will, so daß du vor Ärger platzen könntest: zähle erst langsam und leise bis drei, bevor du lospolterst.

Die Fliege an der Wand

Es gibt wohl keinen Tag in der Grube, an dem man nicht reichlich Gelegenheit hätte, gegen diesen Vorsatz zu sündigen. Trotzdem ist es eine sehr weise Lebensregel, die schon unsere Urgroßväter gekannt haben, und für die ich keineswegs die geistige Urheberschaft in Anspruch nehmen will. Sie stimmt aber. Gelingt es einem nämlich, sich danach zu richten, dann vermeidet man meistens das Schimpfen von selbst und merkt, daß es auch so geht; sogar noch viel besser. Selbstverständlich kann man dadurch nicht verhindern, daß man selbst von oben geärgert, vielleicht sogar zu Unrecht angegriffen wird. Dann ist es besonders schwierig, sich nach dieser Lebensregel zu richten, und in solchen Fällen sollte man sich deshalb vornehmen:

◀ *Wie Arbeitsdirektor Terhorst aus dem Vorstand der Hamborner und der Fr. Thyssen Bergbau AG über das menschliche Verhältnis der Mitarbeiter untereinander denkt, hat er in einem Vortrag zusammengefaßt, den wir unseren Lesern nicht vorenthalten möchten*

Sei besonders vorsichtig im Umgang mit deinen Mitarbeitern, wenn du selbst ärgerlich bist oder glaubst, von deinen eigenen Vorgesetzten ungerecht behandelt worden zu sein.

Es ist nun einmal so, daß jeder Mensch von Stimmungen beeinflusst wird, die aus seinem Gefühlsleben kommen. Zuweilen können wir recht unangenehmen Dingen mit ziemlicher Gelassenheit begegnen; an anderen Tagen sind wir dafür so gereizt, daß uns „die Fliege an der Wand“ ärgert. Dann empfinden wir ein vielleicht gar nicht schlimm gemeintes Wort unseres Vorgesetzten als ungerecht und kränkend und liegen mit unserem Unterbewußtsein – ohne uns über unseren Zustand klar zu sein – fast auf der Lauer, um diese Kränkung andere Leute fühlen oder entgelten zu lassen. Aus solchen Stimmungen heraus entsteht dann wohl ein Streit mit einem Mitarbeiter, eine Auseinandersetzung, die noch weiter um sich greifen kann und über deren Ausmaß und Ursache wir uns am nächsten Tage nur wundern. Inzwischen ist aber durch unser Verhalten mehr Schaden angerichtet worden, als die ganze Sache wert war.

Die einem in der Seele zuwider sind

Natürlich hat man oft genug mit Leuten zu tun, die einem in der Seele zuwider sind, die man lieber von hinten als von vorne sieht. Sowohl unter den Vorgesetzten als auch unter den engeren Kollegen gibt es solche Leute. Man sollte sich, wenn man mit einem Menschen zu tun hat, mit dem man gar nicht warm werden kann, immer sagen:

Höchste und schwerste Tugend des Menschen ist die Gerechtigkeit. Versuche sie gegen jedermann zu üben, vor allem aber auch gegen diejenigen Mitarbeiter, die dir unsympathisch sind.

Es lohnt sich nämlich, in solchen Fällen den Gründen nachzugehen, auf denen dieses Gefühl der Abneigung beruhen könnte. Jeder Mensch hat nämlich seine Eigenart, die einen Anspruch auf Anerkennung hat. Vielleicht liegt das Gefühl der Abneigung nur darin begründet, daß ich selbst so ganz anders geartet bin als mein Mitarbeiter, und daß es mir zu unbequem ist, mich der Eigenart des anderen anzupassen. Vielleicht auch liegt das merkwürdige und mir unsympathische Verhalten meines Mitarbeiters darin begründet, daß er von Sorgen und persönlichem Unglück gequält ist. Mir dürfen die persönlichen Sorgen und Nöte meiner Mitarbeiter



nicht gleichgültig sein. Sie dürfen es schon deshalb nicht, weil Sorgen und persönliches Unglück die Sicherheit am Arbeitsplatz und die Leistung des Mitarbeiters beeinträchtigen. Ich tue ihm deshalb Unrecht, wenn ich ein Urteil fälle, ohne auch diese Dinge zu berücksichtigen. Vielleicht auch ist mir der Mitarbeiter nur deshalb unsympathisch, weil mir irgend jemand etwas über ihn erzählt hat, was ihn in meinen Augen schlechtmachen kann. Man denke deshalb immer daran:

Nicht alles, was man dir erzählt, ist wahr. Drum wäge vorsichtig und sachlich, bevor du ein Urteil fällst. Vor allem: höre bei Meinungsverschiedenheiten immer auf beide Parteien.

Dies ist ein Grundsatz, der schon im Altertum im römischen Recht verankert war. Trotzdem wird aus Gründen der menschlichen Unzulänglichkeit und Schwäche immer wieder gegen ihn verstoßen. Man urteilt vorschnell; man muß dann, von den Tatsachen belehrt, sein Urteil revidieren. Man hat dadurch an Ansehen eingebüßt und wird selbst innerlich unsicher. Zu den bisher genannten Leitworten, die man sich selbst sagen sollte, und zu den darauf beruhenden Vorsätzen, die man für sich selbst fassen muß, wenn man zu seinem Teil dazu beitragen will, ein gesundes Betriebsklima zu schaffen, kommen nun noch andere, nach meinen eigenen Erfahrungen ebenso wichtige Verhaltensregeln zu dem Thema: „Wie sage ich es dem anderen.“

Rauh aber herzlich?

Man sagt ja immer wieder, daß unter Tage ein besonders grober Umgangston herrscht; man nennt diesen Ton manchmal „rauh aber herzlich“, und man meint auch wohl gelegentlich, er müsse so sein, weil man sich anders keinen Respekt verschaffen könne. Ich behaupte hiermit das Gegenteil. Ich habe in meinem eigenen Leben erfahren, daß man mit einem ruhigen und anständigen Umgangston weiterkommt, und ich glaube, daß meine eigenen Lebenserfahrungen auch für andere Menschen und für andere Betriebe gültig sein dürften.

Ich glaube sogar, daß ein Körnchen Wahrheit in dem alten Sprichwort steckt: „Wer schimpft, hat Unrecht!“ Es gibt nach meiner Meinung drei verschiedene Wege, auf welchen man auf seine Mitarbeiter einwirken kann. Der beste Weg ist das eigene Beispiel. Hierauf ist es ja zurückzuführen, daß es so manchen Menschen gibt, der sich Beachtung und Respekt verschafft, ohne viele Worte zu gebrauchen. Man sieht ihn, und man achtet ihn. Ein Wink oder ein Blick von ihm bewirken mehr als ganze

Vorträge seines Kollegen, der als Persönlichkeit nicht so stark und überzeugend wirkt.

Wir wollen wissen, warum!

Neben das persönliche Beispiel tritt das Wort, mit dem wir unseren Mitmenschen und Mitarbeitern unsere Meinung kundtun und sie zu bestimmten Handlungen veranlassen wollen. In der täglichen Berufsarbeit kann es sich um ein erklärendes, ein lobendes oder ein tadelndes Wort handeln. Zu allen drei Möglichkeiten ist mancherlei zu sagen, denn in allen drei Fällen werden leider so oft Fehler gemacht, die man mit Leichtigkeit vermeiden könnte. Was zunächst die erklärenden Worte betrifft, so sollte man vor allem folgendes beherzigen:

Wenn du Arbeitsanweisungen gibst, dann nimm dir immer die Zeit, diese Anweisungen zu begründen.

Wir Menschen unterscheiden uns nun einmal von den Maschinen oder von den dressierten Tieren dadurch, daß wir wissen wollen, warum wir etwas tun sollen und aus welchem Grunde es so und nicht anders gemacht werden soll. Deshalb wird jeder Mitarbeiter unseren Anordnungen williger folgen, wenn er selbst erkannt hat, aus welchem Grunde wir es so und nicht anders gemacht haben wollen. Manchmal versteht unser Mitarbeiter nicht sofort, was gemeint ist, und richtet deshalb Fragen an uns. Man sollte niemals in den Fehler verfallen, solche Fragen unwirsch abzutun. Man sollte das auch dann nicht tun, wenn man wirklich keine Zeit zu einer Antwort zu haben glaubt oder wenn man innerlich ungeduldig ist. Im Gegenteil: je stärker uns die innere Ungeduld plagt, desto geduldiger sollten wir unseren Mitarbeitern die gewünschten Auskünfte geben.

Lob ist besser als Tadel

Das Wort dient aber bekanntlich nicht nur der Erklärung, sondern auch – um mich einmal psychologisch auszudrücken – „der Anfeuerung der Willenskräfte“ unseres Mitarbeiters. Hierfür bedienen wir uns je nach Lage der Dinge des Lobes oder des Tadels. Es gibt Menschen, die sich vom Tadel eine größere Wirkung versprechen als vom Lob. Tatsächlich ist nach meinen Erfahrungen genau das Umgekehrte richtig:

Ein richtig angebrachtes Lob wirkt besser auf den Leistungswillen als Tadel.

Selbstverständlich ist damit nicht gemeint, daß man kritiklos bei jeder Gelegenheit in Lobeshymnen ausbrechen soll. Damit macht man sich nur lächerlich. Nach meiner Auffassung wird aber von dem erzieherischen Mittel des

Lobes zu wenig und von dem erzieherischen Mittel des Tadels zu reichlich Gebrauch gemacht.

Ganz ohne Tadel geht es natürlich auch nicht. Aber auch das richtige Tadeln will gelernt sein.

Über drei häßliche Fehler

Vor drei Fehlern möchte ich besonders warnen:

1. Schimpfe einen Mitarbeiter niemals aus, wenn andere Leute dabei sind.

Dieser Fehler wird leider tagtäglich gemacht. Achten Sie bitte selbst einmal darauf, wie oft gegen diesen primitivsten Grundsatz der menschlichen Zusammenarbeit verstoßen wird. Es passiert so oft, daß Ihnen manche Fälle schon gar nicht mehr zum Bewußtsein kommen.

2. Sprich niemals abfällig über abwesende Mitarbeiter.

Es gibt Menschen, die glauben, mit einem solchen Verfahren die unbequemen Mitarbeiter gegeneinander ausspielen zu können. Leider ist das ein Irrtum. Derjenige nämlich, dem Sie Ihre abfällige Meinung über einen abwesenden Mitarbeiter zum besten geben, glaubt bestimmt, daß Sie ihn selbst ebenso abfällig kritisieren werden, sobald er Ihnen den Rücken gekehrt hat. Dieses Verfahren endet damit, daß man schließlich alle Mitarbeiter gegen sich hat und in der allgemeinen Achtung hoffnungslos absinkt.

3. Ganz besonders eindringlich möchte ich davor warnen, die nationale Ehre von ausländischen Mitarbeitern zu verletzen.

Ich möchte es mir versagen, in diesem Zusammenhang praktische Beispiele zu nennen, weil wohl ohnehin jeder wissen wird, was ich meine. Wir haben Italiener, Ungarn, Kroaten, Japaner und Griechen unter unseren Belegschaftsangehörigen. Alle diese Leute, so verschieden sie ihrer Art nach auch sein mögen, haben doch eins gemeinsam: sie sind stolz auf ihr Volkstum und reagieren überaus empfindlich, wenn sie sich mit irgendwelchen Anspielungen auf ihre nationale Herkunft angegriffen oder gekränkt fühlen.

Um Vertrauen werben

Man könnte eigentlich alle meine Gedanken über die betriebliche Menschenführung in einem Ausspruch zusammenfassen:

Wirb um Vertrauen, dann wird auch dir Vertrauen zuteil.

Dazu muß man allerdings manche Unbequemlichkeit auf sich nehmen und die Kraft haben, als erster die Hand zur Versöhnung zu reichen, wenn man sich mit einem Mitarbeiter überwor-

fen hat. Ist aber einmal dieses gegenseitige Vertrauen vorhanden, dann wird sich die dafür aufgewandte Mühe reichlich lohnen, weil man sie mit Zins und Zinseszins von einer vertrauensvollen Belegschaft wieder zurückerhält.

Als realistisch denkender und im praktischen Leben stehender Mensch rechne ich selbstverständlich damit, daß diese Leitsätze und Bemerkungen nicht überall Beifall finden, sondern vielleicht hier und da auch Ärgernis erregen werden. Es ist sogar gut so, wenn sie zur Kritik herausfordern. Dann denkt man wenigstens darüber nach.

Muß man ein Übermensch sein?

Beispielsweise erwarte ich Einwände folgender Art: „Das ist alles ganz gut und schön, und es mag wohl auch richtig sein. Wenn man sich aber wirklich nach diesen Leitsätzen richten will, dann muß man schon ein Übermensch sein an Geduld, Robustheit, Güte und Nervenkraft. Die tägliche Berufshetze ist doch so aufreibend und der Mensch in seiner Leistungskraft so beschränkt, daß man einfach nicht so handeln kann, selbst wenn man es wollte.“

Hierzu habe ich nun folgendes zu sagen: Leitsätze für das richtige Handeln des Menschen werden von jeder Religion und jeder Ethik aufgestellt. Das menschliche Tun verstößt nur allzu häufig gegen diese Leitsätze. Deshalb sagen alle Religionen ja auch, daß die Menschen Sünder sind, und alle Philosophen, daß die Menschen unvollkommene Wesen sind. Stimmen deshalb die Leitsätze nicht? An ihrer Wahrheit wagt niemand zu zweifeln. Nun möchte ich meine praktischen Lebenserfahrungen nicht auf eine Linie mit den Forderungen der Religion oder mit den Erkenntnissen der Philosophie stellen. Wahrheiten sind diese Erfahrungen aber trotzdem. Wahrheiten leider auch insofern, als auch ich selbst – ebenfalls ein unvollkommener Mensch – wohl hin und wieder dagegen gesündigt habe. Ich habe mich dann nachträglich allerdings immer darüber geärgert und mir im stillen gelobt, daß ich es das nächste Mal besser machen will, und zwar auch im eigenen Interesse, weil mir ja selbst daran gelegen ist, mir durch mein eigenes Verhalten die Arbeit nicht schwerer, sondern leichter zu machen.

Ich sagte ja eingangs: man soll sich bemühen, so zu handeln. Man wird vielleicht nicht immer Erfolg mit diesen Bemühungen haben. Aber man wird doch merken: je mehr man an sich selbst arbeitet, desto mehr wird man auch von seiner Umwelt geachtet, und desto leichter macht man sich am Ende seine eigene Berufsarbeit.



Mit der Kamera auf dem Wasser

▼ Bei ihren „Wochenendfahrten auf dem Heubach“ drehen die Brüder Hans und Karlheinz Vogel sogar einen Farbfilm, der bei allen, die ihn sehen konnten, aufrichtige Anerkennung gefunden hat



Zwei Hobbys zugleich betreiben einige unserer Mitarbeiter der Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur in Hervest-Dorsten: Sie gehören nicht nur den „Kanu-Freunden Dorsten“, sondern auch der „Foto- und Filmgruppe“ dieses Vereins an. Von allen großen Urlaubsfahrten haben sie Bildreihen zusammengestellt, die sie in Schulen und im Volksbildungswerk zeigen. Im vergangenen Jahr drehten sie sogar einen Farbfilm, der bei unserem Hoesch-Fotowettbewerb 1960 viel Anerkennung fand.

Wie die schmalen Kanus durch die Wellen gleiten, wie sich ein Blatt im Winde bewegt, wie die Libelle über einem Grashalm schwirrt – dies und vieles mehr von dem, was die Dorstener Kanuten auf ihren Fahrten erleben, ist mit dem Film gewiß viel besser als mit dem Foto auszudrücken –, so überlegen die Brüder Hans und Karl-Heinz Vogel, die im Magazin und im Kohlenverkauf von Fürst Leopold beschäftigt sind und die die Fotogruppe ihres Vereins leiten. Es gilt also, die Vereinskameraden von dieser Idee zu überzeugen, den notwendigen Filmapparat zu kaufen und die ersten Erfahrungen zu sammeln.

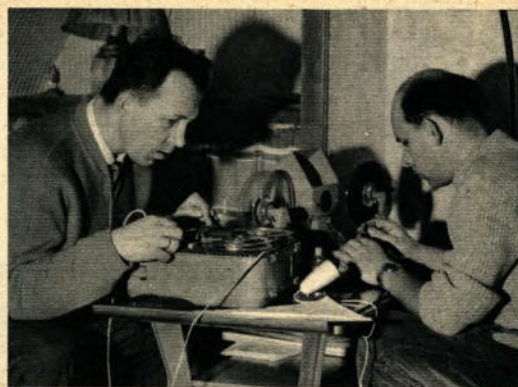
Der Himmelfahrtstag 1960 sieht die Kanu-Freunde Dorsten zum erstenmal mit einer Filmkamera unterwegs. An diesem Tag schießen sie die ersten Szenen, und noch am selben Tag steht die Idee zu einem richtigen Farbfilm fest: Eine Wochenendfahrt soll gefilmt werden!

Doch wo beginnen? Schnell einigt man sich, die Vereins- und Arbeitskameraden zunächst

velder Bruch bei Dülmen. Der Bach und seine Umgebung mit all den tausend Schönheiten der Natur ist eine Welt für sich, in der es unendlich viel zu sehen und zu entdecken gibt. Immer mehr Spaß macht das Filmen. Auch ein unfreiwilliges Bad – als das Aufnahmeboot bei einer besonders schwierigen Einstellung kentert – kann der Begeisterung nichts anhaben, da Kamera und Zubehör glücklicherweise trocken bleiben. Es macht dem Kameramann auch nichts aus, daß er eine geschlagene Stunde im Wasser stehen muß, bis er das Spiel tanzender Libellen zu seiner Zufriedenheit eingefangen hat. So wächst der Film, eine Einstellung fügt sich an die andere. Auf die Fahrt im Boot folgt das Lager mit dem Aufbau der Zelte und dem Zubereiten des Essens. Und dann?

Die Brüder Vogel machen es sich nicht leicht: Sie lassen einen ihrer Vereinskameraden filmgerecht einschlafen und belauschen seinen Traum, der für einen lustigen Ausklang des Filmes sorgt.

Doch halt! Wer meint, daß nun der Film fertig



▲ Nach den Aufnahmen am und im Wasser muß der Film „geschnitten“ und eine passende Musik zur Untermalung gefunden werden. Viel Mühe und Zeit kostet es die Brüder Vogel, bis der Film vorführbereit ist



dort zu zeigen, wo sie beschäftigt sind: an ihrem Arbeitsplatz auf Fürst Leopold. Jungbergleute, Berglehrlinge, Elektriker und Schweißer – sie alle alte Kanuten – machen begeistert mit. Hans und Karl-Heinz Vogel klettern auf das Schachtgerüst, filmen den weiten Blick von oben, beobachten, wie die Kameraden nach Schichtende ihr Arbeitsgerät beiseite legen und verfolgen sie durchs Werktor auf dem Weg nach Hause, dem Weg zum Wasser...

Dann ziehen die schmalen leichten Boote auf dem Heubach dahin, einem Flößchen im Mer-

ist, hat nicht bedacht, daß jetzt erst die vielen Einstellungen auf die richtige Länge geschnitten und zueinander geordnet werden müssen. 150 Klebestellen zählen die Brüder Vogel bei einer Filmlänge von 120 Meter.

Dann endlich ist es soweit: Mitwirkende und Freunde, Fremde und endlich auch die Preisrichter unseres Fotowettbewerbs lassen mit ehrlichem Staunen und mit wachsender Freude über soviel Einfälle und soviel Können den Streifen an sich vorüberziehen – während die Brüder Vogel am Vorführgerät schon von ihrem nächsten Film träumen...

▲ Sie alle gehören den Kanu-Freunden Dorsten an, die zumeist Mitarbeiter unserer Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur sind. Einige unter ihnen haben eine Foto- und Filmgruppe gebildet, die alle großen Urlaubsfahrten im Bild festhält

Zwei Frauen im Rathaus

Viele Frauen glauben auch heute noch, daß Politik ausschließlich Männersache sei. So ist es nicht verwunderlich, daß im Dortmunder Stadtparlament von 66 Ratsvertretern nur neun Frauen sind. Diese Ansicht zeigt sich auch bei der Wahlbeteiligung. Selbst bei einer Gemeindevwahl, bei der die Stadtverordneten und Kreisvertreter gewählt werden, die unmittelbar das Wohl der Gemeinde bestimmen, ist immer wieder zu beobachten, daß weniger Frauen als Männer zur Wahl gehen. Dabei müßte es umgekehrt sein, bedenkt man, daß unter den Wahlberechtigten – beispielsweise in Dortmund – 53 v. H. Frauen und nur 47 v. H. Männer sind.

Keine Angst vor Politik

Woher rührt diese Scheu der Frauen vor der Politik? Wahrscheinlich übersehen die meisten Frauen, daß es im kommunalen Bereich vor allem auf eine solche tatkräftige, rein sachliche Arbeit ankommt, die den Aufgaben nicht allzu fern steht, die jede Frau als Hausfrau, Mutter und Finanzverwalter auch in der Familie erfüllen muß. Gesunder Menschenverstand, Einfühlungsgabe und Verhandlungsgeschick sollten hinzukommen – Eigenschaften, die gewiß viele Frauen besitzen! Auch die Furcht, in der Öffentlichkeit auftreten zu müssen, sollte man überwinden, da es damit gar nicht so schlimm bestellt ist. Die Arbeit des Ratsmitglieds findet ja vor allem in den für jedes Fachgebiet gebildeten Ausschüssen statt.

So denken jedenfalls zwei Frauen, die es wissen müssen. Beide sind jahrelang Ratsmitglied ihrer Stadt: Frau Margot Steube, deren Mann seit fünfunddreißig Jahren auf der Zeche Emil-Emscher in Altenessen arbeitet, seit acht Jahren dem Betriebsrat angehört und schon immer an der politischen Arbeit seiner Frau Anteil genommen hat, und Frau Leni Geiger, die seit fünfundzwanzig Jahren in der Telefonzentrale der Hohenlimburger Walzwerke beschäftigt ist und in den Jahren von 1948 bis 1952 Ratsmitglied des Hohenlimburger Stadtparlaments war.

Berufstätig bei den Hoesch-Walzwerken und – Stadtverordnete

Frau Leni Geiger verbrachte viele Jahre ihrer Jugend in Belgien. Später heiratete sie nach Holland. Hier erhielt sie durch die freie ausländische Presse in den Jahren nach 1933 ein besseres Bild von den politischen Vorgängen in ihrer deutschen Heimat als viele andere Deutsche. 1956 kehrte sie mit zwei kleinen Kindern nach Hohenlimburg zurück. Durch ihre Arbeit in der Telefonzentrale der Hohenlimburger Walzwerke bekam sie bald „Kontakt“ zu vielen Mitarbeitern.

Man lernte Frau Geiger als hilfsbereiten Menschen kennen und merkte schnell, wie mutig sie ihr Schicksal meisterte. So kam es, daß man eines Tages an sie herantrat, um sie zu bitten, als Ratsmitglied in der Kommunalverwaltung der Stadt mitzuarbeiten. Ihre Bedenken, daß sie keine Politikerin sei, zerstreute man schnell. Als sich Frau Geiger nach langem Überlegen zur Kandidatur bereit erklärte, trat sie der CDU bei. Sie wurde im Jahre 1948 gewählt und hat fünf Jahre lang dem Rat der Stadt Hohenlimburg angehört.

Frau eines Bergmannes und – Stadtverordnete

Zu den ersten Gemeindevahlen nach dem Krieg stellte die SPD Frau Margarete Steube als Kandidatin ihres Wahlbezirkes in Altenessen auf. Margarete Steube war bereits jahre-



► Frau Leni Geiger ist schon länger als 25 Jahre bei den Walzwerken Hohenlimburg beschäftigt. 1948 wurde sie Stadtverordnete in Hohenlimburg, in dessen Rathaus sie sich in ungezählten Sitzungen für das Wohl ihrer Gemeinde eingesetzt hat



► Frau Margarete Steube – sie ist die Frau eines unserer Mitarbeiter der Zeche Emil-Emscher – trafen wir im Gespräch mit Amtmann Heischcamp vom Bezirksamt Essen-Altenessen. Mit viel Erfolg und Freude an der Sache arbeitet sie nun schon das fünfzehnte Jahr als Stadtverordnete, so daß sie sich im Essener Rathaus fast zu Hause fühlt



lang politisch tätig, als ihre Partei sie für ihren Bezirk aufstellte.

Wenn sie von ihrem Elternhaus erzählt, erkennt man, wie wichtig es ist, schon die Kinder zum politischen Denken zu erziehen. „Mein Vater erklärte uns immer wieder, daß wir alle für das Wohl unseres Landes verantwortlich sind. Er gab auf jede Frage eine Antwort, und wenn er sie nicht wußte, suchte er so lange, bis er sie geben konnte. Er leitete uns an, das Geschehen im öffentlichen Leben nicht urteilslos hinzunehmen.“ Dazu erklärt Frau Steube, daß politisch denken lernen nicht unbedingt heißt, sich einer Partei anzuschließen.

Als Fünfundzwanzigjährige trat Frau Steube in die SPD ein. Nach 1945 half sie zunächst beim organisatorischen Aufbau der Partei, bis sie 1946 nach der ersten Kommunalwahl ins

Rathaus einzog. Seitdem ist sie über drei weitere Wahlen in den Jahren 1948, 1952 und 1956 hinweg ununterbrochen als Stadtverordnete tätig. Auch bei der kommenden Gemeindevahl im März steht sie wieder auf der Kandidatenliste.

Nicht abseits stehen, sondern mitmachen

Wenn Frau Geiger und Frau Steube von ihrer Tätigkeit in den Ausschüssen für Recht und Ordnung, Wohnungsbau, Wohlfahrt und Sport erzählen, begreift man, wie vielseitig und reizvoll die Arbeit in der Kommunalverwaltung ist und welch tiefe Befriedigung beide Frauen darin gefunden haben, daß sie nicht abseits stehen, sondern etwas für die Menschen ihrer Gemeinde tun können.

Männer und Frauen, die bei der letzten Dortmunder Kommunalwahl nicht gewählt haben

21 Jahre bis unter 25 Jahre	Männer 31,0 v. H.
21 Jahre bis unter 25 Jahre	Frauen 32,4 v. H.
25 Jahre bis unter 30 Jahre	Männer 29,4 v. H.
25 Jahre bis unter 30 Jahre	Frauen 32,0 v. H.
30 Jahre bis unter 40 Jahre	Männer 24,4 v. H.
30 Jahre bis unter 40 Jahre	Frauen 25,5 v. H.
40 Jahre bis unter 50 Jahre	Männer 18,4 v. H.
40 Jahre bis unter 50 Jahre	Frauen 21,0 v. H.
50 Jahre bis unter 60 Jahre	Männer 14,7 v. H.
50 Jahre bis unter 60 Jahre	Frauen 18,0 v. H.
60 Jahre bis unter 70 Jahre	Männer 14,4 v. H.
60 Jahre bis unter 70 Jahre	Frauen 22,1 v. H.
70 Jahre und älter	Männer 19,7 v. H.
70 Jahre und älter	Frauen 36,2 v. H.



50 JAHRE BEI UNS

Am 23. Februar 1961 beging Karl Rüggeberg sein fünfzigjähriges Arbeitsjubiläum bei der Dörken AG in Gevelsberg. Karl Rüggeberg begann als junger Stift bei der heutigen Dörken AG. Er erlernte das Klempnerhandwerk und blieb seinem Beruf und seinem Arbeitsplatz fünfzig Jahre lang treu. Alles, was im Werk an Reparaturen anfiel, ging durch seine Hände. Das Wissen und Können, das er sich durch seine langjährige Erfahrung angeeignet hat, versucht er nun seit eineinhalb Jahren an seinen jungen Nachfolger Friedhelm Beumer weiterzugeben, der seinen Platz in der Klempnerei übernehmen wird. Karl Rüggeberg will nach der Pensionierung in der schönen Umgebung seiner Heimatstadt viel spazierengehen, sich um den Garten seiner Tochter kümmern und sich seiner Familie widmen. Wir wünschen ihm für die Zukunft Gesundheit und alles Gute!

50 Dörken AG

23. 2. 1961 Karl Rüggeberg, Klempner

40 Hoesch AG Bergbau

1. 2. 1961 Karl Bahr, Meisterhauer
Schachtanlage Emil

1. 2. 1961 Bernhard Hüppe, Zimmerhauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

1. 2. 1961 Fritz Löbau, Wettermann
Schachtanlage Radbod

3. 2. 1961 Wilhelm Hostadt, Fuhrmann
Schachtanlage Fritz

6. 2. 1961 Baptist Porzelt, Fördermaschinist
Schachtanlage Radbod

9. 2. 1961 Wilhelm Schepers, Schlepper
Schachtanlage Radbod

10. 2. 1961 Franz Swillus, Aschefahrer
Schachtanlage Kaiserstuhl

14. 2. 1961 Paul Waldick, Hauer
Schachtanlage Radbod

15. 2. 1961 Adolf Gertönis, kfm. Zechenleiter
Schachtanlage Radbod

18. 2. 1961 Johann Schmölzing, Lokführer
Schachtanlage Radbod

21. 2. 1961 Herbert Obst, Werkzeugschlosser
Schachtanlage Fritz

21. 2. 1961 Wilhelm Scherlenberg, Steiger
Schachtanlage Emil

22. 2. 1961 Bruno Fischer, Schmied
Schachtanlage Fritz

25. 2. 1961 Hermann Strecker, Wäschearbeiter
Schachtanlage Fritz

Hoesch AG Westfalenhütte

5. 2. 1961 Robert Polkläsener, Meister

9. 2. 1961 Reinhard Kluth, Hilfsarbeiter

11. 2. 1961 Emil Belz, Normalspurlokführer

17. 2. 1961 Friedrich Krüger, Verzinkereiarbeiter

20. 2. 1961 Karl Brosent, Oberkesselwärter

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

19. 2. 1961 Elisabeth Schilling, kfm. Angestellte
Werk Federstahl Kassel

25 Hoesch AG Bergbau

1. 2. 1961 Johann Linnemann, Zimmerhauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

3. 2. 1961 Franz Sander, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

7. 2. 1961 Bernhard Reher, Schlosser
Schachtanlage Radbod

15. 2. 1961 Werner Schied, Schmied
Schachtanlage Radbod

17. 2. 1961 Walter Wilhelm, Hilfsarbeiter
Schachtanlage Kaiserstuhl

17. 2. 1961 Walter Wulf, Kauenwärter
Schachtanlage Radbod

21. 2. 1961 Eduard Dietrich, kfm. Angestellter
Schachtanlage Radbod

21. 2. 1961 Heinrich Hirschberg, Schlosser
Schachtanlage Radbod

21. 2. 1961 Robert Jorra, Hauer
Schachtanlage Radbod

26. 2. 1961 Martin Winthuis, Probenehmer
Kokerei Kaiserstuhl

Hoesch AG Westfalenhütte

1. 2. 1961 Franz Joks, Werkmeister

1. 2. 1961 Heinrich Müller, Laborant

15. 2. 1961 Richard Mytra, Schalttafelwärter

20. 2. 1961 Ernst Reuter, Sachbearbeiter

20. 2. 1961 Erwin Siemoneit, Betriebsleiter

22. 2. 1961 Ewald Honig, Walzendrehergehilfe

25. 2. 1961 Gustav Ballnus, Wasserwärter

27. 2. 1961 Heinrich Blümel, Vorarbeiter

28. 2. 1961 Wilhelm Aschenbrenner, Maschinist

28. 2. 1961 Adolf Seidel, Sachbearbeiter

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

29. 1. 1961 Fritz Schilling, Ziehereiarbeiter

11. 2. 1961 Karl Clever, Schlosser

11. 2. 1961 Fritz Söhnchen, Ziehereiarbeiter

Schmiedag AG

5. 2. 1961 Paul Harre, Platzarbeiter
Werk Grüntal

6. 2. 1961 Paul Skowasch, Lagerarbeiter
Werk Grüntal

Schmiedag AG Werk Ruegenberg, Olpe

3. 2. 1961 Hubert Döppeler, Scherenarbeiter

Trierer Walzwerk AG

5. 2. 1961 Frank Molitor, Magazinverwalter
Werk Trier

Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH

10. 1. 1961 Adolf Wann, Schlosser

Rheinischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke mbH

16. 1. 1961 Lorenz Schuchert, Kraftfahrer

Der große Osterputz

Jedes Jahr, kurz vor Ostern, findet in allen Häusern ein gründliches Großreinemachen statt. Da wird das Unterste zuoberst gekehrt, der Ehemann steht überall im Wege, und wenn die Glocken das Osterfest einläuten, bricht die Ehefrau meist völlig erschöpft zusammen.

„Dieses Jahr übernehme ich den Osterputz, Helene.“

„Du, Heinrich?“

„Warum nicht? So schlimm kann es nicht sein. Ich möchte einmal wissen, ob man das Ganze nicht mit ein wenig Verstand schneller und geschickter erledigen kann. So groß ist unsere Wohnung ja gar nicht.“

Wenn ein Mann etwas in die Hand nimmt, nimmt er es gründlich in die Hand. Heinrich begann damit, daß er eines Morgens das Wohnzimmer ausräumte und die Möbel ins Schlafzimmer hinübertrug.

„Wo soll ich mich dann aufhalten, Heinrich?“

„Komm! Steh hier nicht herum! Du bist nur im Wege!“

Wie oft hatte Heinrich diese Worte beim Großreinemachen von seiner Frau hören müssen. Jetzt gab er sie ihr mit Wonne zurück.

„Komm! Flott! Flott! Laß mich vorbeil Du siehst doch, daß ich den Eimer in den Händen habe!“

Er trug die großen Eimer mit der Seifenlauge ins Wohnzimmer hinein und schwappte den ganzen Inhalt auf den Fußboden. Er hatte dies neulich in einem Film gesehen.

„Klar Bord“ hieß der Film, und man sah in ihm, wie das Deck eines Schiffes gescheuert wurde. So tat er es jetzt auch, genau nach Muster. Und als nach ein paar Stunden der Fußboden gescheuert, gewischt, getrocknet und mit Wachs eingelassen war, glänzte er wunderschön und war so glatt, daß Heinrich, der jetzt einen vollen Eimer für die Fenster hereintrug, ins Rutschen geriet, sich hart hinsetzte und das warme Wasser sich über ihn und den Boden ergoß.

„Hast du dir weh getan, Heinrich?“

„Zum Teufel! Wo hast du den Mist eingekauft? Das ist ja kein Bohnerwachs! Das ist Gleitwachs! Für Sportler! Da hast du dir wieder etwas Tolles andrehen lassen!“

Das österliche Großreinemachen dauert meist drei Tage. Drei Tage sind eine lange Zeit. In drei Tagen kann man einen ganzen Hauptbahnhof saubermachen. Heinrich schaffte knapp die Wohnung. Aber er schaffte es. Es ging jeden Tag leichter. Man lernt aus den Fehlern. Mit dem Arbeiten wird man Meister. Trotzdem, es war eine tolle Plage. Er hatte nicht gedacht, welche Mühe auch eine kleine Wohnung macht, die Fenster zu putzen, frische Gardinen aufzuziehen, die Decken zu fegen, die Kronleuchter zu waschen, die Glühbirnen von den Fliegenresten zu reinigen, das Besteck zu putzen, die Gläser zu polieren, die Aschenbecher auf Hochglanz zu bringen, die Herdplatte zu schwärzen, die Laden mit Papier neu auszulegen, die Teppiche und Matratzen zu klopfen, die Möbel abzustauben, die Spinnweben aus den hintersten Winkeln zu kehren, die Klinken zu putzen ... Aber nach drei Tagen glänzte die Wohnung wie ein Schmuckkästchen. Sogar im Badezimmer erstrahlte die Badewanne in blendendem Weiß, die Nickelhähne glänzten wie Silber, auf den Handtuchhaltern hingen frische Handtücher, und wer jetzt die Küche betrat, blieb andächtig stehen und glaubte sich bei Jungverheirateten. Als Heinrich noch einmal alles wohlgefällig betrachtet hatte und sich vorkam wie der liebe Herrgott am siebenten Tage der Schöpfung, eilte er zu seiner Schwiegermutter, seine Frau abzuholen, wohin er sie zwei Tage mit nachdrücklicher Strenge befohlen hatte, damit sie ihm bei der Arbeit nicht im Wege war.

Am Abend dieses denkwürdigen Ostersonnabends saß Heinrich im bohnerwachsduftenden Wohnzimmer und las seine Zeitung. Er faltete sie sorgsam auseinander, daß ja kein Papierstäubchen davonflog, er benahm sich überhaupt so gesittet wie nie zuvor in seiner Wohnung, die Asche seiner Zigaretten strich er in den Ofen ab, denn er wußte jetzt, welche Mühe es macht, die verschnörkelten Aschenbecher zu putzen, die er früher gedankenlos angepatzt hatte, beim Herumgehen, hierhineln etwas Asche, dahineln etwas Asche, in den Blumentopfuntersatz etwas Asche ...

„Helenel Wo bist du?“

„Im Bad. Ich mache Feuer!“

Heinrich sprang auf. Wie von der Tarantel gestochen.
 „Bist du wahnsinnig? Im frischgeputzten Badezimmer?“
 „Heute ist Samstag. Wir baden.“
 „Was fällt dir ein! Ich plage mich drei Tage, daß alles nur so blitzt und blinkt und jetzt willst du duschen? Wir gehen auswärts baden!“
 Helene lächelt. Sie haben bisher jeden Ostersonntag gebadet. Im frischgeputzten Badezimmer. Heinrich hatte darauf bestanden. Helene bestand nicht darauf. Eine Frau ist viel verständnisvoller. Sie ging in die Küche. Heinrich lief angsterfüllt hinterher.
 „Was willst du hier?“
 „Kochen.“
 „Auf dem frischgeputzten Herd? Wir gehen auswärts essen.“
 „Und deine Freunde?“
 „Welche Freunde?“
 „Deine Skatbrüder kommen. Wie jeden Ostersonntag.“
 Heinrich erstarrte.
 „Wie denn? Was denn? Wieso denn? Das ist doch nicht möglich. Draußen ist ein Sauwetter, und sie tragen mir den ganzen Dreck von der Straße in die frischgeputzte Wohnung!“
 „Das tun sie jedes Ostern, Heinrich.“
 „Sie rauchen wie die Schlote! Jeder verlangt einen Aschenbecher, und dann streuen sie die Asche außerdem noch auf den frischgeputzten Teppich!“
 „Das tun sie jedes Ostern, Heinrich.“
 „Die Biergläser stellen sie auf den frischpolierten Tisch, daß es überall Ränder gibt, die so schwer wieder weggehen!“
 „Das tun sie jedes Ostern, Heinrich.“
 „Dann wollen sie vielleicht noch gar ins Bad und sich die Hände waschen!“
 „Das wollen sie jedes Ostern, Heinrich.“
 Heinrich faßte sich an den Kopf:
 „Was? Das war jedes Jahr so, wenn du mit dem Großreinemachen fertig warst?“
 „Jedes Jahr, Heinrich.“
 Da fiel bei Heinrich endlich der Groschen, und er sagte das eine Wort, das in allen Ehen viel zu selten gesagt wird:
 „Verzeih! Verzeih! Verzeih!“
 Ihr lieben Frauen! Gebt zu Ostern jedem Ehemann wenigstens ein Zimmer zum Großreinemachen. Er wird sich dann auch in den anderen Räumen, ich verspreche es euch, viel manerlicher benehmen. *Jo Hanns Rösler*

WERK und WIR

Eine Zeitschrift für die Mitarbeiter der Hoesch Aktiengesellschaft. Herausgeber: Hoesch Aktiengesellschaft, Dortmund.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft: Dr. jur. Harald Koch. Redaktion: Erhard Jahn. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822294/0822123. Grafische Gestaltung: Harry Esser, Dortmund. Titel- und Rückseite: Erich Kreuzner, Dortmund. Druck: DuMont Presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe WESTFALENHÜTTE, Seiten **1** bis **32**: Walter Hölkeskamp. Redaktion: Johannes Holschen. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 23. Telefon 8041. Fernschreiber 0822123/0822294. Druck: Westfalendruck, Dortmund.

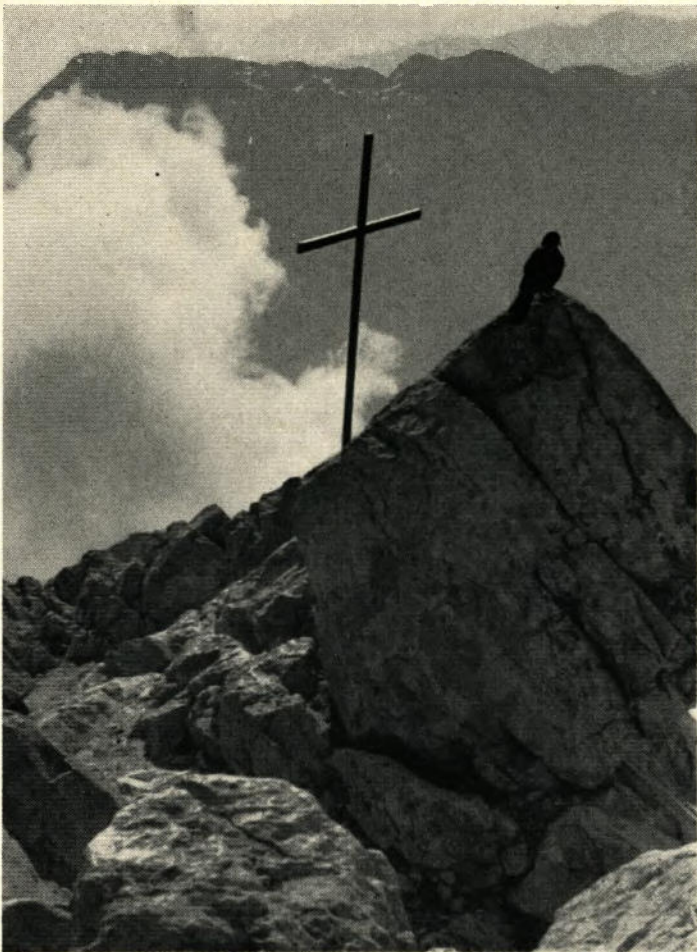
Nachdruck von Beiträgen dieses Heftes honorarfrei gegen Quellenangabe und zwei Belegexemplare gestattet, ausgenommen die im Inhaltsverzeichnis mit **■** gezeichneten Berichte und die Beiträge auf dem Werkdruckblatt. WERK UND WIR erscheint monatlich und wird kostenlos an alle Belegschaftsmitglieder abgegeben.



Foto-Wettbewerb

Unser Foto-Wettbewerb läuft ständig. Alle Hoesch-Mitarbeiter können an ihm teilnehmen. Die Motive sind freigestellt. Die Mindestgröße der eingesandten Abzüge soll 9×12 Zentimeter betragen.

- ① Wilhelm Hangebrauck Hoesch AG
- ② Wilhelm Brenner Hoesch AG Westfalenhütte
- ③ Josef Köstermeier Hoesch AG Bergbau
- ④ Heinz Diek Hoesch AG Westfalenhütte
- ⑤ Marianne Witt Trierer Walzwerk



①



②



④



③



⑤

